

der fahrende skolast: südtiroler hochschulzeitung bozen, oktober 1962 7. Jahrgang nr. 5

skolast

Inhaltsverzeichnis

Wir danken an dieser Stelle allen Mitarbeitern, durch deren Hilfe diese Nummer verwirklicht werden konnte. Besonderer Dank gilt dem Südtiroler Künstlerbund, der uns freundlicherweise die Kilschees von Friedrich Gurschler, Martin Rainer und Eddy von Ferrari zur Verfügung gestellt hat.

Titelbild: Peter Fellin	1
Stehende Frau: Friedrich Gurschler	2
Skolasi Vorschau	3
Was denkt man in Südtirol: Prof. Leonhard W. Doob, Yale-Univ.	5
Madonna: Martin Rainer	5
Rundfunk und Fernsehen in Südtirol: Hieronymus	6
Das Bauhaus in seiner Zeit: Siegfried Giedion	6
Alte und neue Kunst im Kirchenraum: Hans Mayr	8
Kreuz: Helmut Sommer	8
Kreuzigung: Luis Stephan Stecher	9
Musik in Südtirol: Gottfried Masoner	10
Stehendes Mädchen: Friedrich Gurschler	10
14 Tage Darmstadt: Albert Mayr	11
Blätter: Hansgeorg Hölzl	12
Inviti superflui: Dino Buzzati/Oskar Pohl	13
Scherenschnitte: Anna Wielander	14
Gedichte: Vincent, wo.hell, Horst Weit, Luis Stephan Stecher	14
Das einsame Haus: Hartmut Wenier	16
Gedicht: Horst Weit	16
Zwickledt: Alfred Kubin	17
Grabrede über Alfred Kubin	17
sensazion zum fode: heribert platzgummer	18
Absage: Horst Weit	19
Die Unteren: Rudi Compojer	19
Bildtext: Horst Weit	19
Sodoma und Gomorra: Karin Welpener	19
Diskussion: Dr. Ferdinand Trenker	20
Mußestunde (Ausschnitt): Leni Tanzer	20
film: heribert platzgummer	21
Meraner Hochschulwochen: Josef Ties	22
Rußland, Europa, Amerika	23
Hochschulbericht Padua: Hans Egger	23
Hochschulbericht Barcelona: H. Gallmeier	24
Bavorden: Robert Anhof	25
Reform der juridischen Fakultät: Herald Kleweein	26
Hochschulgruppe Innsbruck: Hans Bachmann	26
Verschiedene Mitteilungen	27
Gleißkapelle: Eddy von Ferrari	28
Südtirol (Buchbesprechung): Josef Ties	29
Wortwechsel	28



Um die Mitarbeit an unserer Studentenzeitschrift zu erleichtern, wird jede Nummer unter einem rechtzeitig angekündigten Arbeitsfeld mit entsprechenden Vorschlägen zusammengefaßt.

„Totalitäre Systeme“ lautet das nächste Thema: Faschismus, Nationalsozialismus, Kommunismus und andere totalitäre Systeme, an denen es in der Geschichte nicht fehlt, werden Gegenstand der nächsten Nummer sein; ferner sollen auch wieder politische und allgemeine Südtirolprobleme aufgegriffen werden. Zur Mitarbeit an dieser Nummer sind besonders Studenten der Rechts- und Staatswissenschaften, aber auch Historiker und alle politisch Interessierten aufgerufen. Die Beiträge können an das Pressereferat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Du-Sireiter-Gasse 20/II, bis zum 20. November 1962 eingeschickt werden. Die Nummer wird im Dezember erscheinen.

Daß unsere Freiheit keine Selbstverständlichkeit ist, sollen wir nie vergessen. Totalitäre Systeme verwüsteten Europa. Totalitäre Systeme bedrohen und beherrschen auch heute noch große Teile Europas und der Welt. Rückblickend auf Methoden und Ziele der totalitären Staaten, wird man sich der großen Möglichkeiten, die uns im jetzigen freien Europa gewährt werden, bewußt. Welche Menschen an die Macht kommen und wozu sie diese Macht gebrauchen, wenn sich die dazu Berufenden zurückziehen, ist ebenso einer Überlegung wert. Im Folgenden werden nun einige Themen als Anregung angegeben.

- Was ist Totalitarismus?
- Vorbilder totalitärer Formen in der Geschichte.
- Totalitäre Systeme in der Gegenwart.
- Totaler Staat und Demokratie.
- Einheitspartei und Demokratie.
- Haben wir ein demokratisches Bewußtsein?
- Propagandamethoden und Polizeimethoden im totalitären Staat.
- Ideologie, Zukunftserwartungen, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. in totalitären Staaten.
- Der Denagoge.
- Gedankengut des Nationalsozialismus.
- Politische, rechtliche, wissenschaftliche, rassistische Ziele des Nationalsozialismus, die im Falle eines Endsieges verwirklicht werden sollten.
- Ist der Nationalsozialismus überholt?
- Konzentrationslager.
- Was geschah in den Vernichtungslagern? Dämonie und Grausamkeit.
- Welcher Methoden bedient sich der Kommunismus?
- Inwieweit ist die moderne Gesellschaft vom Kommunismus beeinflusst?
- Faschismus und Nationalsozialismus in Südtirol.
- Kommunismus in Italien, in Südtirol.

Gleichzeitig soll hier auf die Februarnummer 1963 hingewiesen werden: „Die Welt und wir“. Die Beschäftigung mit Südtiroler Problemen ist unsere erste und notwendigste Aufgabe. Darüber vergesse man aber nicht, daß es auch andere Dinge gibt, die uns angehen. Beiträge, die sich mit anderen Kulturkreisen, mit fremden Ländern und Völkern und deren Probleme befassen, sind erwünscht.

Wie immer an dieser Stelle sei hier nochmals wiederholt, daß Artikel, Gedichte, Bildbeiträge, Fotos usw. jederzeit willkommen sind, auch, wenn sie sich nicht auf das angegebene Arbeitsthema beziehen, das ja nur eine Anregung sein soll.

Der Pressereferent

Manchmal sind wir viel zu eng an ein Problem gebunden, um es restlos durchdringen zu können, und manchmal sind wir so gewöhnt, ein Problem von einem gewissen Standpunkt aus zu betrachten, daß wir nicht imstande sind, einige seiner wichtigsten Eigenschaften in Erwägung zu ziehen. Wenn das betreffende Problem ein außerordentlich kompliziertes Ganzes darstellt, wie etwa ein Land oder eine Nation, so entstehen besonders leicht Fehler aus der engstirnigen oder gewohnheitsmäßigen Auffassungsweise. In manchen Fällen ist es deshalb möglich, daß ein Fremder, der von weither mit einem anderen Gesichtspunkt kommt, neue Aspekte aufzeigt oder wenigstens das Bewußtsein über das erweckt, was alltäglich geworden ist.

Zum Glück haben seit mehr als einem Jahrhundert Gelehrte aus Europa Amerika besucht und uns später ihre reifen Ansichten über unser Land in Form von Büchern und Artikeln gesandt. Selbstverständlich glauben wir oft, daß sie uns nicht verstehen, oder daß ihr Aufenthalt nicht lange genug war, um unsere Überzeugungen und unsere Probleme richtig zu erfassen. In diesem Sinne möchte ich den Leser bitten, meine Eindrücke über Südtirol aufzufassen: ohne Zweifel werden mir Fehler unterlaufen sein, aber ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, dem Leser eine vollkommene Zusammenfassung von Gedanken zu geben, die er wohl gehabt hat, aber nie zu einem Zeitpunkt vereint hatte.

Zuerst möchte ich erklären, wie ich versucht habe, die Überzeugungen und die Mentalität der Südtiroler zu verstehen. Im September 1960 kam ich an und blieb ein ganzes Jahr; ich war also nicht ein zufälliger Tourist. In dieser Zeit verbrachte ich im allgemeinen mehr als die Hälfte des Tages, oft ganze Tage, damit, etwas über die Geschichte, die Bräuche und die Lebensführung der Südtiroler zu erfahren. Ich führte lange Gespräche mit allen Schichten des Volkes, in allen Teilen des Landes: mit Priestern, Erziehern, Schülern, Geschäftsleuten, Arbeitern und Bauern. In dieser Art von Erforschung hatte ich bereits meine Erfahrungen gesammelt in Jamaika, in Kanada und vor allem in Afrika. Ich trug reichliche Beobachtungen zusammen über das, was ich hörte und auch las, sowohl in Büchern als auch in Zeitungen wie in den „Dolomiten“. Als Nachtrag konnte ich auch schließlich einige Fragebogen an einige Schichten des Volkes ausstellen.

Ich faßte die Südtiroler ins Auge, weil die Tatsachen, die ich suchte, in ihrer Natur psychologisch waren: ich wollte nicht die Details kennen lernen, wie sie von den Historikern und Journalisten gesehen werden, sondern das Gefühlsleben von Männern und Frauen. Schließlich trug ich mein Material zusammen und ordnete es so, daß ich gewisse Südtiroler von entscheidender Bedeutung fragen konnte, ob ich nach ihrer Auffassung im großen und ganzen imstande war, die primären, wichtigsten Aspekte herauszuheben. Um mir selbst eine Perspektive zu geben, nahm ich auch Kontakt mit einigen wenigen Italienern aus Südtirol auf, aber meine Aufmerksamkeit richtete sich fast ausschließlich auf die deutsch-sprechenden Leute. Ich muß noch hinzufügen, daß ich keinerlei Schwierigkeiten habe, Deutsch zu verstehen, vorausgesetzt, daß der einheimische Dialekt nicht zu stark ist. Außerdem kann ich mit Leichtigkeit und flüssig deutsch sprechen, allerdings mit starkem amerikanischen Akzent.

Unten gebe ich an, was ich für die Auffassung der meisten Südtiroler halte. Auf der Suche nach Ratschlägen betreffs der Gültigkeit von meinen Schlüssen sagte ich zu den Südtirolern, die mir halfen, daß ich unter „fast alle“ Südtiroler „die meisten“ Südtiroler, die durchschnittlichen Menschen gegenwärtig in ihrer Heimat oder in ihrem jetzigen Wohnungsort verstand und betonte, daß von Ausnahmen nicht die Rede ist. Ich sagte ebenso, es handelt sich nicht hauptsächlich um Tatsachen, die wahr oder falsch sein können, sondern um Glauben, Meinungen oder Gesichts-

punkte. Der Leser wird bemerkt haben, daß ich beim Aufzählen dieser Meinungen durchwegs den Konjunktiv gebraucht habe. Dies, um herauszustellen, daß nicht ich, ein Amerikaner, sondern die Südtiroler selbst nach meiner Ansicht diese Gesichtspunkte vertreten. Bequemlichkeitshalber sind die Behauptungen unter wirklichen Titeln zusammengefaßt. Bei der Prüfung der Behauptungen sollte sich der Leser folgende Frage stellen: Sind fast alle Südtiroler damit einverstanden, und was denken Sie?

Das Land

1. Die Landschaft sei außerordentlich schön, besonders die Gebirge.
2. Das Leben in den Bergen sei sehr schwer.
3. Überall benutze man jeden Quadratmeter des fruchtbaren Landes.
4. Unsere Städte und Dörfer, wenn unberührt von fremder Industrie oder von fremden Einwanderern, und auch unsere Kirchen und Schlösser seien sehr schön.
5. Die Qualität unserer Produkte — besonders Obst, Wein, Holz und Getreide — sei hervorragend.

Geschichte

6. Das Land sei alt und habe eine lange Geschichte.
7. Südtirol sei das wichtigste Durchgangsland zwischen Norden und Süden; es sei aber am meisten von den Bajuwaren (Baiwaren, Baiern) besiedelt und beeinflußt worden.
8. Südtirol sei eine der ältesten Demokratien.
9. In allen Kulturbereichen seien berühmte Leute aus Südtirol vertreten.
10. Auf unsere Vorfahren könnten wir sehr stolz sein.
11. In der Geschichte des Landes gäbe es mehrere Heldenzeiten, und der größte Held wäre der Sandwirt Andreas Hofer.
12. Die schlimmsten Zeiten bei uns wären die faschistische (Mussolini) Zeit und die Zeit des Optierens; selbstverständlich wären beide Weltkriege auch schlecht gewesen.
13. Am schlimmsten während der faschistischen Zeit wäre das Verbot der deutschen Sprachen in den Schulen, auf Grabsteinen, und im allgemeinen.
14. Am schlimmsten während der Zeit des Optierens sei das Gefühl gewesen, daß man die Heimat verlassen müßte; außerdem wußte man nicht, wie man sich entscheiden sollte.
15. Die Kenntnis der Geschichte sei für alle Menschen sehr wichtig, man dürfe sie niemals vergessen.

Das Volk

16. Wir hießen Südtiroler, wir sprächen deutsch, früher wären wir Oosterreicher gewesen, jetzt gehörten wir zu Italien, trotzdem blieben wir Südtiroler.
17. Wir Südtiroler seien wie eine Familie: eine irgendeinem zugefügte Ungerechtigkeit gehe alle an; wir hätten ein Gefühl der Zusammengehörigkeit.
18. Wir seien eigentlich ein bäuerliches Volk und deshalb sehr konservativ.
19. Unsere Heimatliebe sei außerordentlich stark; man habe fast unerträgliches Heimweh, wenn man fort müßte.
20. Für uns bedeute Heimat nicht nur Helm und der Ort, wo man geboren ist, sondern auch das Land Südtirol selbst.
21. Bei uns gäbe es einen Lokalpatriotismus: jeder Ort, jedes Tal, jedes Gebirge, oder jedes Gebiet habe erkennbare Unterscheidungsmerkmale wie, zum Beispiel, Aussprache, Sitten und Gebräuche, worüber man sehr stolz sei.
22. Der Stand (d. h., die soziale Stellung oder der Beruf) einer Person sei hochzuachten.
23. Die Bauern liebten die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Einsamkeit ihrer zerstreuten Höfe; sie hingen deshalb an ihren Schollen, auch wenn das Leben dort sehr schwer ist.
24. Der geschlossene Hof und deswegen das Höfegesetz seien unbedingt notwendig.
25. Je höher man in die Gebirge gehe, desto schweigsamer würden die Einwohner.
26. Die Einwohner der Städte, besonders Geschäftsleute und Beamte, seien nicht so konservativ und so sittengebunden wie die Einwohner der Dörfer und die Bauern.
27. Die Haupteigenschaften unseres Charakters seien Ehrlichkeit, Treue, Gründlichkeit und Ordentlichkeit.
28. Die Unterschiede zwischen reichen und armen Leuten in Südtirol seien nicht groß.
29. Bei uns denke man gewöhnlich öfter an die Vergangenheit als an die Zukunft.

30. Von der Aussprache seiner Muttersprache erkenne man sofort, ungefähr woher ein unbekannter Südtiroler kommt; je näher seine Heimat ist, desto genauer könnte man seine Herkunft feststellen.
31. Wirtschaftlich seien wir ein sehr tüchtiges Volk.

Kultur

32. Die Kultur des Landes, obgleich sie ursprünglich und hauptsächlich deutsch und österreichisch ist, sei jetzt im großen ganzen und auch in manchen Einzelheiten verhältnismäßig eigenartig geworden: sie sei eine südtirolische Kultur.
33. Die Hauptmerkmale unserer Kultur seien der Glaube an Gott und an die katholische Kirche, die Wichtigkeit der Familie, und der Gebrauch der deutschen Sprache.
34. Die ebengenannten drei Merkmale — Kirche und Gott, Familie und deutsche Sprache — und auch die ganze Kultur selbst hätten sich in der letzten Zeit nicht wesentlich geändert.
35. Einzelne Sitten und Gebräuche (zum Beispiel der Gebrauch der Trachten oder die Wichtigkeit des Schützenwesens) hätten sich geändert, ohne einen Einfluß auf die Stärke der Heimatliebe zu haben.
36. Eine Menge von Sitten und Gebräuchen (zum Beispiel die blaue Schürze, die Knödel, die Freiwillige Feuerwehr, usw.) seien sofort als echt südtirolerisch erkennbar.
37. Im Gebirge blieben Sitten und Gebräuche am längsten unverändert, aber auch dort werde die moderne Welt nach und nach eintreten und einen großen Einfluß ausüben.
38. Die Stube in jedem Hof sei sehr wichtig für die Erhaltung der Familie und deswegen auch der Kultur des Landes.
39. Unsere Festtage seien besonders schön und angenehm, da sie gleichzeitig kirchlich und weltlich sind.
40. Man begegne sehr oft Elementen oder Beispielen unserer Kultur, wie der Einrichtung der Almen, typischen Baustilen, Kreuzen, Musikkapellen, Kunststücken oder Volksbühnen; infolge dessen denke man auch sehr oft an unsere umfassende Kultur.
41. Sehr wichtig zur Erhaltung unserer Kultur seien Vereine wie Urania, Gesangverein, Heimatpflegevereine, Sportclubs usw.
42. Man müsse immer die Kultur verteidigen und dafür praktisch und aktiv arbeiten: sie sei unser Leben.
43. In jedem Bereich hätten die Südtiroler ihre eigene Volksart, wie, zum Beispiel, Volkskunst, Volksmusik, Volkstanz usw.

Italiener

44. Außer Grenzgebieten und vielleicht in Städten und außer einigen italienischen Gebräuchen wie Spaghetti, Caffè Espresso, Fiatwagen usw., also außer solchen wenigen Ausnahmen, hätten die Italiener bis jetzt keinen wesentlichen Einfluß auf unsere Kultur gehabt, obgleich sie hier seit 40 Jahren gewesen seien und uns besonders in der Mussolinizeit bedrückt hätten.
45. Im Kontakte mit Italienern und besonders mit Steuerbeamten sei es möglich, daß unser Volk nicht so ehrlich wie früher ist.
46. Wegen der fortwährenden Bedrohung durch die Italiener seien unsere Heimatliebe und das Gefühl für unsere Kultur in ihren Bestandteilen noch stärker geworden.
47. Die Italiener möchten das Land in jeder Hinsicht langsam und sicher italienisieren; bis jetzt haben sie nur etwas Erfolg in den Städten und ungeschurcn Erfolg in Bozen gehabt, und zwar nicht so sehr auf den Geist der Menschen, sondern mehr auf die äußere Erscheinung, Bevölkerung und Wirtschaft der Orte.
48. Sehr oft trieben die Italiener Industrie hier nicht aus ökonomischen, sondern aus politischen Gründen.
49. Die italienische Kultur und das italienische Volk seien ganz anders als unsere Kultur und unser Volk; ihr Katholizismus sei auch etwas verschieden.
50. Obgleich die Italiener viele bewundernswürdigen Eigenschaften hätten (in Kunst und in Musik, zum Beispiel, hätten sie vieles erreicht und sie seien liebenswürdige, lebendige Menschen), besäßen sie auch schlechte Anlagen: sie seien schlau, unzuverlässig und geräuschvoll.
51. Fast alle Italiener in Südtirol könnten gar kein Deutsch, auch wenn sie Sprachunterricht in der Schule gehabt haben und sogar wenn sie die Sprache als Beamte oder Angestellte wissen sollten.
52. Außer Beamten kämen nach Südtirol nichtsnutzige und arme Leute aus dem Süden Italiens.
53. Italien und die Italiener wollten das Land Südtirol nur ausbeuten und Stellen für ihre eigenen Leute finden; mit dieser Politik hätten sie sogar großen Erfolg gehabt.
54. Nicht nur von seiner Kleidung, sondern auch von seinem Gesichtsausdruck, von seiner körperlichen Gestalt, ja von seiner ganzen Erscheinung könne man sofort wissen, ob jemand

deutsch oder italienisch sei; doch heutzutage, in den Städten und auch bei der Jugend (besonders Mädchen) wäre die Unterscheidung oft schwierig.

55. Außer Kontakten in der Arbeit in Städten, in Geschäften und in den Kanzleien hätten die Südtiroler und die Italiener sehr wenig miteinander zu tun.
56. Heiraten zwischen Südtirolern und Italienern kämen verhältnismäßig selten vor.
57. Die Behandlung der Südtiroler von der italienischen Polizei sei oft sehr schlecht.
58. Viele Italiener in Südtirol möchten viel lieber zu Hause in Italien sein, wenn sie dort eben so gute Stellen wie hier bekommen könnten.
59. Die Südtiroler und die Italiener würden sich ausgezeichnet vertragen, wenn die Italiener nicht hier und nur in Italien wären.
60. Die Kenntnis der italienischen Sprache sei bei den Südtirolern sehr verschieden: durchschnittlich sei festzustellen, daß die älteren Leute die Sprache fast überhaupt nicht sprechen können; daß diejenigen, die während der Mussolinizeit in die Schule gegangen sind, Italienisch verhältnismäßig gut behalten hätten; und daß die jüngeren Leute die Sprache beherrschen, nur wenn sie aus Geschäftsgründen dazu veranlaßt werden.

Probleme

61. Vor dem ersten Weltkriege hätte man in Südtirol nicht viele Probleme gekannt: jeder wußte ungefähr, was geschehen würde, welche Möglichkeiten ihm das Leben biete.
62. Die Italiener seien für die zwei einander bedingenden Hauptprobleme des Landes verantwortlich: 1. die Einwanderung der fremden Menschen von Italien und 2. der Mangel an Arbeitsmöglichkeiten für Südtiroler und die dadurch entstehende Notwendigkeit des Auswanderns.
63. Der Lebensstandard der Bauern im Gebirge müsse gehoben werden.
64. Wir sollten mehr Fabriken in Südtirol haben, aber nur für unsere Arbeiter und für unsere Produkte.
65. Etwas könnte das Volk selbst leisten, die Möglichkeiten aber seien von der politischen Lage begrenzt.
66. Die Ursache vieler unserer Probleme sei nicht bei den Italienern zu suchen, sondern in der modernen Welt.
67. Touristen seien hier natürlich willkommen: sie unterstützen nicht nur die Wirtschaft, sondern auch, besonders die deutschen Touristen, die geistige Grundlage des Landes.
68. Unsere Schulen, die immer wichtig bleiben, müßten wir noch verbessern.
69. Südtirol und dessen Probleme seien in der Welt, besonders in Amerika, leider sehr wenig bekannt.

Politik

70. Aus der Not der Zeit müßte man nur der Südtiroler Volkspartei zustimmen; vorläufig habe es keinen Zweck, die wahrscheinlich unter uns versteckten politischen, ökonomischen und sozialen Eigenarten auszudrücken.
71. Nur die Zeitung, „Dolomiten“, vertrete täglich unseren Standpunkt; Radio Bozen stehe unter dem Einfluß der italienischen Regierung.
72. Die Italiener hätten den Pariser (Degasperi-Gruber) Vertrag von 1945 nicht vollständig durchgeführt: Statt Autonomie seien wir mit Trient verbunden und deshalb blieben wir immer noch eine Minderheit; die deutsche Sprache sei, der italienischen Sprache gegenüber, noch nicht gleichberechtigt.
73. Durch volle Autonomie unter Italien könnten wir wahrscheinlich unsere wichtigsten Probleme lösen.
74. Es sei höchst unwahrscheinlich, daß irgend eine italienische Regierung uns die Autonomie schenken würde; bis die UNO uns wirklich helfe oder die Vereinigten Staaten von Europa zustande kämen, würden wir die letzte Kolonie Italiens bleiben.
75. Es gehe uns jetzt viel besser als früher; doch müssen wir noch Fortschritte auf allen Gebieten machen.

Abschließend zu diesem Artikel möchte ich zum Ausdruck bringen, daß ich sehr froh wäre, Briefe von Lesern zu bekommen, die meine Eindrücke zu verbessern, korrigieren oder zu bestätigen wünschen. Schreiben Sie mir in Deutsch, aber teilen Sie mir mit, ob ich in Englisch antworten darf: Deutsch zu schreiben ist für mich „furchtbar schwer und ein kleines bißchen langweilig“.

Professor Leonard W. Doob, Yale University,
New Haven, Connecticut, USA.



Madonna
Martin Rainer

In einer abendlichen Gesellschaft, in der vorwiegend junge Leute vertreten waren, kam die Rede auf Radio Bozen und sein deutschsprachiges Programm. Während sich sonst an derartigen Argumenten die Gemüter geradezu eroffnen und die Diskussion im Widerstreit der Meinungen entbrennt, blieb es bei diesem Problem in der Runde ziemlich still. Der Grund dafür war bald ermittelt: die meisten der Anwesenden verfolgten kaum oder überhaupt nicht die hiesigen Sendungen. Der eine und andere räumte ein, daß er dieses oder jenes Hörspiel oder eine bestimmte musikalische Darbietung gehört habe, doch im großen und ganzen waren dies Ausnahmen; Radio Bozen stand anscheinend in diesem Kreise nicht am Programm. — Man könnte dies als geistige Trägheit oder Desinteressiertheit abtun, unter Umständen sogar als voringenommene Haltung bezeichnen, aber man würde damit am Kern der Sache vorbeigehen und sich die Kritik zu leicht machen. — In dieser abendlichen Runde saßen Leute, die keineswegs Kulturbauern waren und eigentlich an den aktuellen Fragen des Zeitgeschehens regen Anteil nahmen. Vor dem Thema Rundfunk hatte man sich ganz allgemein mit Pressefragen beschäftigt und über diesen Gegenstand hatte es eine intensive, temperamentvolle und zeitweilig auch interessante Diskussion gegeben, in der es sich gezeigt hatte, daß ein Großteil der Anwesenden zahlreiche Pressepublikationen regelmäßig verfolgte und sich auch ein Urteil gebildet hatte. Von Desinteressiertheit oder geistiger Trägheit konnte also keine Rede sein; der Grund, oder besser gesagt, die Gründe mußten anderswo liegen. Es ist aufschlußreich und interessant, sie zu ermitteln.

Über die Bedeutung des Rundfunks als Informations- und Bildungsmedium brauche ich wohl kein Wort zu verlieren; daß er ein hervorragendes politisches Instrument darstellt, ist auch längst erwiesen und allgemein bekannt. Wer den Rundfunk fest in der Hand hat, besitzt ein wich-

tiges und entscheidendes Machtmittel, wobei man noch die Folgerung ziehen kann: wer die Macht im Staate hat, hat auch den Rundfunk. Das trifft besonders in Italien zu, wo seit 1945 die einzig bestehende, zentral geleitete Rundfunkgesellschaft eine sichere Pfründe der Christlichdemokratischen Partei ist. Es ist ein Monopol, das um so leichter gehandhabt wird, als die regionalen Gliederungen fehlen und alles von Rom aus geleitet wird. Natürlich besteht nach außen hin eine scheinbare Unparteilichkeit und Unabhängigkeit, doch über den wahren Sachverhalt gibt sich wohl niemand einer Illusion hin. Es ist z. B. nicht nur wichtig, ob man eine Meldung bringt, sondern wie man sie bringt, allein schon die Reihung der Nachrichten stellt eine subtile und wichtige, oft hochpolitische Angelegenheit dar. — Diese einleitenden Erwägungen sind für das Verständnis des Aufbaues und des Funktionierens des lokalen Programmes ganz wesentlich.

Als man nach dem zweiten Weltkriege im Zuge einer demokratischen Entwicklung und auf Drängen der Südtiroler das lokale deutschsprachige Programm aufbaute, hatte man vor allem politische Bedenken. Entsprechend den Vorstellungen der römischen Zentralbehörde sollte das hiesige Programm wohl ein deutschsprachiges, aber um Gottes Willen kein echtes lokales Programm sein. Man zog wohl zur Mitarbeit „Ortsansässige“ heran, die diese oder jene kleinere Sparte übernehmen sollten, die also geistige Arbeit leisteten, doch sie waren stets nur freie Mitarbeiter, die keinerlei Uebersicht und vor allem keinerlei Einfluß auf die Gesamtgestaltung der Sendungen haben durften. Diese Leute hatten natürlich keinen juristischen Status und es mag auch damit zusammenhängen, daß man besonders in erster Zeit Ausländer an solchen Stellen geradezu bevorzugte. Die Leitung blieb rein in italienischer Hand und es ist geradezu grotesk, daß jahrelang der Programmleiter des deutschsprachigen

Programms, übrigens ein persönlich ganz reizender und sympathischer Mann, kein Wort Deutsch konnte. Er ließ sich natürlich bereitwilligst von diesem oder jenem „collaboratore“ beraten, doch daß damit kein lokales Südtiroler Programm entstehen konnte, ist selbstverständlich. Ganz kraß wirkte sich dies in allen Nachrichtenprogrammen aus; abgesehen davon, daß sie durchwegs eine schlechte Uebersetzung des italienischen „giornale radio“ waren, vermieden sie jeden Bezug auf die Südtiroler Realität: es war eine sterilisierte und filtrierte Aktualität. Wenn man jahrelang im Radio nur von „Tiroler Fätschland“ spricht oder z. B. im Pressespiegel die lokale deutsche Presse geradezu vergißt, so sind das Symptome, die mehr sagen als wortreiche Erklärungen. Dabei möchte ich keineswegs behaupten, daß das Niveau des Programmes schlecht gewesen sei. Man holte sich unter beträchtlichem finanziellen Aufwand gute Sendungen aus Deutschland (Oesterreich, der kulturelle Nachbar, war schon Südtirol zu nahe), man baute lokale, betont volkstümliche Sendereihen auf, die Phantasie und Begabung verrieten, doch weder hohe Geistigkeit noch Schnadahüpfeln konnten verschleiern, daß hier der unmittelbare Kontakt zur alltäglichen Südtiroler Realität fehlte.

Mit der Errichtung des neuen Sitzes der RAI mit viel Räumen und noch mehr Schreibtischen im Sommer 1960, hat sich bei oberflächlicher Betrachtung manches gebessert. Das Programm wurde länger und vielfältiger, das Wort Südtirol wurde rundfunkfähig, gewisse Aeußerlichkeiten ließ man fallen, doch im Wesentlichen hat sich nichts geändert. Der Programmleiter der deutschen Sendungen ist ein italienischer Mittelschulprofessor mit guten Deutschkenntnissen, der bis zum Jahre 1960 mit dem deutschsprachigen Programm des Senders Bozen nicht das Geringste zu tun hatte und im Verlaufe eines halben Jahres an diese Stelle avancierte. Es ist

Das Bauhaus in seiner Zeit

„Die zwanziger Jahre“ — unter diesem Motto veranstaltete die Stadt München im November 1960 einen vielbesuchten Kongreß. Die Hauptreferate und Diskussionsbeiträge sind jetzt in einem Buch gesammelt worden, das mit dem Titel „Die Zeit ohne Eigenschaften“ bei Kohlhammer (Stuttgart) erscheint. Nachstehend veröffentlichten wir einen Auszug aus dem Vortrag von Prof. Siegfried Giedion über das Bauhaus.

Während eines Dinners, das am 18. Mai 1953 — 70. Geburtstag von Gropius — im Blackstonehotel in Chicago stattfand, stand unerwartet Mies von der Höhe auf und fragte: Was ist der Sinn des Bauhauses? „Das Bauhaus war“, sagte er, „kein Institut mit einem klaren Programm, es war eine Idee, und Gropius hat diese Idee mit großer Präzision formuliert: Kunst und

daß das Bauhaus Malerei, Bildhauerei, Theater, ja sogar das Ballett, Weberei, Photographie, Möbel, kurz alles, von der Kaffeetasche bis zur Städteplanung umfasse.“

„Wie ich schon sagte“ — fuhr Mies fort —: „Das Bauhaus war eine Idee, und ich glaube, daß die Ursache für den ungeheuren Einfluß, den es in der Welt gehabt hat, in der Tatsache liegt, daß es eine Idee war! — Eine solche Resonanz kann man nicht mit Organisation erreichen und nicht mit Propaganda. — Nur eine Idee hat die Kraft, sich so weit zu verbreiten.“

Die Leistungen des Bauhauses gehen nach zwei Richtungen: Die Schaffung neuer Typen und die Schaffung einer neuen Lehrmethode. Es ist ganz natürlich, daß die Pädagogik darauf bedacht ist, bereits Bekanntes schulumäßig zu bearbeiten, um die Studenten in ihren Beruf einzuführen. Technik — eine neue Einheit. Er wollte,

Beim Bauhaus verhielt es sich anders. In seiner hochgespannten Atmosphäre entstanden Typen, die es früher nicht gab.

Beisamtlich ging das Bauhaus darauf aus, den Riß zwischen künstlerischer Form und industrieller Produktion zu überbrücken. Dabei haben möglicherweise die Jungendeindrücke von Walter Gropius mitgewirkt, die er als Leiter des Ateliers von Peter Behrens in Berlin empfing. Der Industriebherr Ernst Rathenau bot Behrens die Möglichkeit, zum ersten Mal die Formgebung eines großen Unternehmens zu beeinflussen. Es galt im Bauhaus, auf praktischem Gebiet einen Nachwuchs zu erziehen, der fähig war, Serienmodelle im Sinn der reinen Form und im Sinn der Maschine zu entwerfen.

Aus scheinbar weitabgewandten Ateliers entstehen artneue Serienprodukte. Typisch dafür ist die Erfindung des Stahlrohrsessels durch Marcel Breuer (1925). Anfangs war

verständlich, daß ein solcher Mann, bei all seiner unbestreitbaren Intelligenz, keinerlei echte Beziehung zum Rundfunkwesen und den entsprechenden kulturellen Belangen der Südtiroler Volksgruppe mitbringt. Kein Südtiroler hat eine Position, die ihm einen Einfluß auf die Gestaltung der Sendungen ermöglicht; der einzige Südtiroler Programmberater, der maßgebend am Aufbau der deutschsprachigen Kultursendungen beteiligt war, wurde systematisch kaltgestellt. Die Zahl der deutschsprachigen „collaboratori“ hat zugenommen, es gibt ganz hervorragende Bandsendungen von deutschen Rundfunkgesellschaften, doch es fehlt eine logische Koordination, ein Gesamtplan und es fehlt eine echte Beziehung zum Land und seinen Leuten. Daß manche offensichtlichen Mängel durch den schwerfälligen, übergroßen, streng hierarchisch von Rom aus geleiteten bürokratischen Apparat bedingt sind, daran ist gar kein Zweifel. Bezeichnend ist die Tatsache, daß bisher von jedem deutschen Vortrag, ganz gleich welchen Inhaltes, eine Kopie nach Rom geschickt werden mußte, kein Mensch kann sich richtig vorstellen (oder vielleicht doch ...) was mit dieser Kopie in Rom geschieht: sie ist meiner Ansicht nach als Symbol und als Mahnung anzusehen. So ist es auch klar, daß in dieser Organisation, in welcher die Intrigen und Kämpfe um die Schreibtische mit heftigster Rivalität geführt werden, kein karrierebewußter Beamter Risiken auf sich nehmen will und deshalb die Richtlinien mit peinlichster Engherzigkeit oft zu befolgen sucht. Er weiß ja nicht, ob man ihm aus einer vermeintlichen Großzügigkeit bei nächster Gelegenheit nicht einen Strich drehen wird... Daß man an diesem Status der Dinge aber auch nichts ändern will, beweist die Tatsache, daß die RAI Südtiroler Akademikern, die sich zu einer Übernahme von hauptamtlichen Stellen — natürlich mit entsprechenden Kompetenzen — beim Rundfunk gemeldet hatten, erklärte, derzeit sei dies nicht möglich, sie

könnte jedoch gerne als „collaboratori“ mitwirken. Damit ist der so oft vorgebrachte Einwand hinfällig, wir hätten keine Leute, die bereit wären, Beamtenstellen in so einem Organismus zu übernehmen. — Die in den letzten Jahren eingestellten Südtiroler Sprecher und Techniker kann man hierbei nicht mitzählen, denn dies sind ja Instrumente mit rein technischen Funktionen, die keinerlei Einfluß auf die Leitung der Geschäfte haben.

Mit dieser objektiven Kritik an den bestehenden Zuständen am lokalen Rundfunk ist jedoch der Gegenstand nicht erschöpft. Es ist offensichtlich, daß die jetzt bestehende Situation im Rundfunk keineswegs den Erfordernissen und Wünschen der Südtiroler Bevölkerung entspricht, doch wenn man die Entwicklung der Dinge betrachtet, so muß man auch ein gewisses Maß an Selbstkritik walten lassen. Maßgebende Stellen in Südtirol haben allzu lange den Rundfunk geradezu ignoriert, weil sie aus politischem Grund von einer aktiven Mitgestaltung völlig ausgeschlossen waren. Diese starre Haltung war im Prinzip richtig, doch sie konnte nicht verhindern, daß Südtiroler allmählich doch eben als die geschilderten „collaboratori“ in einzelnen Sparten ihre Tätigkeit für den lokalen Rundfunk leisteten. Diese Leute handelten sicherlich nicht aus Gewinnsucht (der Beitrag für eine 10-Minuten-Sendung ist 5000 Lire, steht also in keinem Verhältnis zur aufgebrauchten Zeit und Mühe), sondern einfach aus der Erkenntnis, daß ihre Mitarbeit den lokalen Interessen dienlich ist, und eine völlige Entfremdung des Rundfunks verhindert. Sie haben auch in diesen Jahren einen gewissen Einblick in die Funktion und das Leben des Rundfunks gewonnen, eine Sachkenntnis, die unersetzlich ist. Ohne entscheidende politische Rückenbedeckung und Unterstützung ist der Einsatz dieser einzelnen Personen, die, wie geschildert, keinen juristischen Status besitzen, nicht so zweckmäßig und sinnvoll, wie er sein sollte. Die Südtiroler Volkspartei

muß jederzeit und ständig darauf pochen und verlangen, daß die Südtiroler einen echten und bestimmten Einfluß auf die Gestaltung und die Sendung der deutschsprachigen Programme erhalten. Dies ist ein Punkt, der besonders für die Zukunft von wesentlicher Bedeutung ist. Südtirol hat heute, besonders unter der akademischen Jugend Leute, die auf Grund ihrer Vorbildung und ihrer Kenntnisse diese Posten ausfüllen können. — Noch aktueller und brennender ist die Frage, wenn man sie an Hand des Fernsehens betrachtet. Man kann zu diesem Unternehmen stehen wie man will, man muß zugeben, daß der Einfluß des Fernsehens auf die breite Masse des Volkes, besonders aber auf die einfacheren Schichten, ein ganz enormer ist. Während aber der von Radio Bozen verstimmte Hörer seinen Apparat auf Radio Innsbruck oder München einstellen kann, ist der Fernscher auf das rein italienische Programm angewiesen; es besteht damit eine Abhängigkeit und eine einseitige, allein schon sprachlich bedingte Beeinflussung, die schwere Nachteile mit sich bringt. Ein Anschluß an ein deutschsprachiges Fernsehen ist dringend erforderlich, man muß es anstreben und auch erreichen. — Hier muß man von unseren berufenen und gewählten Vertretern mehr Aktivität als bisher verlangen. Besonders die Herren Abgeordneten müssen den Hebel in Rom ansetzen, um Konkretes zu erreichen; hier in Südtirol sitzen nur lokale Kräfte mit beschränkten Vollmachten. Gewiß ist es nicht leicht, und die Taktik römischen Verhandeln ist den Südtirolern seit 1918 bekannt, doch nur durch zähes Beharren auf berechtigten Forderungen ist eine Verbesserung auf diesem Sektor denkbar, einem Sektor, der für das Land und seine kulturelle Zukunft geradezu entscheidende Bedeutung hat.

Hieronymus

die Industrie nicht gerade begeistert. Als Gropius von den Mannesmann-Werken einige Meter Rohr für Stuhlversuche verlangte, erwiderte man, daß für solche Spielereien kein Material übrig sei. Später allerdings änderte die Industrie ihre Haltung wesentlich.

Auf dem Gebiet der Architektur sei nur ein Beispiel erwähnt. Völlig aus der Atmosphäre des Bauhauses ist ein neuer Wohnhaustyp erwachsen: das Scheibenhochhaus, das 8 bis 12 Stockwerke umfassende scheibenförmige Wohnhochhaus, das heute überall verbreitet ist. Zum erstenmal wurde dieser Typ des Wohnhochhauses, das durch eine plattenförmige Gestalt so sehr den Begriff der Massivität widerlegt, in einem Wettbewerb für billige Wohnungen, den die Bauwelt 1924 veranstaltete, von Marcel Breuer entworfen. Vergebens führte Walter Gropius bis 1933 einen ebenso intensiven wie hoffnungslosen Kampf für die Realisierung dieses Wohntyps. Das erste

Scheibenhochhaus in Rotterdam wurde 1934 von van Tijen gebaut.

Ein letztes brillantes Aufleuchten der Bauhaustätigkeit erfolgte auf dem heißen Boden von Paris. Die Ausstellung, die der Werkbund Walter Gropius übertragen hatte, war die erste nach dem Weltkrieg. Sie hatte als Hauptthema den Gemeinschaftsraum eines Scheibenhochhauses, von dem Walter Gropius damals immer träumte. Die deutsche Diplomatie hatte große Befürchtungen wegen der „Radikalität“ der Ausstellung. Der Erfolg war durchschlagend. Paris war erstaunt, anstatt Schwere Leichtigkeit zu finden. Der „Figaro“ sprach von einem „jeu de d'une vie nouvelle“, und dies war der allgemeine Ton der Pariser Presse.

Ermuligt durch den Erfolg, lud der deutsche Botschafter von Hoesch die Veranstalter der Ausstellung in das schöne Empire-Falais der Botschaft zu einem großzügigen Empfang ein. Walter Gropius legte die

Liste der einzuladenden Künstler vor, die der Diplomat kopfschüttelnd billigte. Am Ende der Freitreppe stand der rot livrierte „Chef de réception“ und klopfte mit sichkündigter: „M. Perret, M. Mondrian (im nem Stab auf den Boden, während er an- ausgeborgten Frack und Krawatte), M. Le Corbusier, M. et Mme Delaunay, M. et Mme Arp, M. Vanlongerlo, M. Léger“ usw., alles Erscheinungen, die für gewöhnlich nicht in diesen Räumen verkehrten. Und es wurde ein tolles Fest. — Es war das Ende der öffentlichen Bauhaustätigkeit, seine Geschichte geht anderswo weiter.

Mit der polizeilichen Schließung des Bauhauses im Jahre 1933 erlischt das Bauhaus in Deutschland. Es ist aber eine der hoffnungsvollsten Eigenschaften im Menschen, daß die Kraft einer Idee durch die Gewalt nicht zu vernichten ist. Unterirdisch dauerte deshalb die Idee des Bauhauses fort.

Siegfried Giedion

Alte und neue Kunst im Kirchenraum

Unter den Christen gibt es solche, denen es gleichgültig ist, wie Altar, Taufstein und Kanzel ihrer Kirche geformt sind und was für Statuen und Bilder sie birgt. Andere erwarten von der künstlerischen Ausstattung ihrer Kirche eine billige und rasche Anregung und Bewegung der obersten Schicht ihres Gemüts. Für amüsante, einseitig vom Verstand oder Willen bestimmte Menschen sind die Zeilen ebensowenig geschrieben wie für sentimentale.

Man findet nicht selten in modernen Kirchen Deutschlands gotische oder barocke Statuen an hervorragendem Platz aufgestellt. Mit Guardini kann man sich fragen, ob hier Widerspruch oder Gegensatz vorliegt. Man kann aber auch zunächst überlegen, wieso es dazu kommt.

Nun, manches ist von früher übriggeblieben, etwa ein Gnadenbild, an dem die Gläubigen in ehrfürchtiger Pietät hängen. Es kommt aber auch ein zähes Beharrungsvermögen überhaupt zur Geltung. Dafür gibt es mehrere Gründe. Einmal hält man das Bisherige für gesichert und erprobt und scheut das Risiko einer Umstellung, die ohne Umdenken nicht möglich wäre. Dann aber fallen bei der künstlerischen Ausstattung der Kirche eine Reihe von äußeren Ursachen weg, die beispielsweise auf den Bau der Kirche ihren Einfluß ausgeübt haben; eine Lokalbaukommission etwa ist an der äußeren Form der Kirche interessiert, wird und kann aber kaum bei der künstlerischen Ausstattung des Inneren mitreden.

Nicht zu übersehen ist, daß die betonte Nüchternheit moderner Architektur allzu oft nur den Intellekt anspricht. Das Gemüt kommt dann, wie man meint, nur durch Anleihe aus vergangenen Stil-

epochen auf seine Rechnung. Wieviel Geld hat man in den letzten Jahren an den Kunsthandel ausgegeben, um für neue Kirchen alte Stücke zu erwerben! Die dem Kult dienende Kirche sollte allerdings nie zum Museum werden.

Wenn der Künstler den religiösen Gegenstand (etwa ein Geheimnis des Glaubens oder die Charakteristik eines Heiligenlebens) in seiner natürlichen und seiner gnadenhaft-übernatürlichen Dimension erlebt hat, so kann das dabei zustande gekommene Werk selbst dann noch echtes Nacherleben vermitteln, wenn es in der Ausdrucksweise, also der „Sprache“ anderer Zeiten zu uns spricht. Um solches Nacherleben geht es ja bei der Betrachtung jedes echten Kunstwerkes, sobald es ernst genommen wird. Wird es nicht ernst genommen mit dem Bemühen, es äußerlich und innerlich zu erfassen, dann dient es nur zum Anlaß und kommt nicht in seinem eigentlichen Wesen zur Wirkung.

Freilich: wer die moderne Kirchenbaukunst bejaht, sollte auch zu heutiger Skulptur und Malerei Vertrauen haben, besteht doch das eine nicht ohne das andere. Uebrigens scheint der Mensch der pluralistischen Gesellschaft unserer Tage einen aus überzeugender Ganzheit einheitlich und irgendwie harmonisch gestalteten Kultraum besonders vonnöten zu haben. Einheitlich heißt nicht einförmig und harmonisch nicht spannungslos, phantastisch oder geistlos symmetrisch.

Alte Kunst in modernen Kirchen — es gibt aber auch moderne Kunst in alten Kirchen, und diese Problematik scheint in unserer Heimat aktueller zu sein als die andere. In der Vergangenheit drang die Gotik in romanische Dome ein, löste

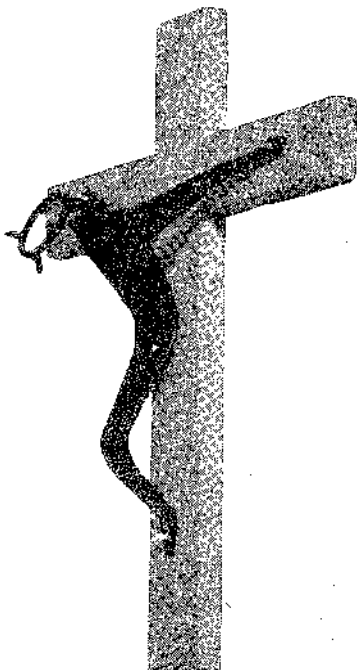
Renaissancekunst die Gotik ab und überlegte schließlich der Barock, um selber dem Historizismus des 19. Jahrhunderts zu erliegen. Dies alles erfolgte selten in organischen Uebergängen, wie man an unzähligen Beispielen ablesen kann. Recht häufig wurden an die geistige Wendigkeit und Elastizität des Kirchenvolkes gewaltige Anforderungen gestellt. Der Hinweis darauf ist ein starkes Argument, das den heutigen Künstlern niemand aus der Hand zu schlagen vermag.

Die Kunst darf tatsächlich nicht warten, bis sie in ihren jeweiligen Inhalten und Ausdrucksformen vom Volke sozusagen erzwungen wird, wenngleich sie freilich gewisse Haltungen, Wertungen und Geistesströmungen in breiteren Schichten voraussetzt. Weil sie aber Kind einer begnadeten Elite ist, darf sie das Geistesgeschehen zusammenfassen, deuten und deutend ordnen, dadurch aber auch anregen und prophesierend mit heraufbeschwören. In solchem Sinne ist die *biblia pauperum* auch heute zeitgemäß: eine verschüttete Erlebnisfähigkeit wachzurütteln und die Augen zu öffnen für sittliche Werthaftigkeit. Voraussetzung ist, daß die modernen Künstler des religiösen Erlebens und der glaubwürdigen Aussage fähig seien. Daß sie es sind, haben die besten unter ihnen bereits gezeigt. Man denke nur an die Glasmalerei.

„Nicht alles Neue ist gut und nicht alles Alte ist schlecht“, diesen Grundsatz müßte man z. B. angesichts der nichtsagenden neugotischen und neuromanischen Altaraufbauten vieler unserer Kirchen zumindest in den optimistischeren umwandeln: „Nicht alles Neue ist schlecht und nicht alles Alte ist gut“. Dies im Sinne einer gesunden Öffnung für unaufhaltsame Entwicklungen des Lebensgefühls, der Frömmigkeitsformen, sowie des künstlerischen Erlebens und Ausdrucks, aber auch im Sinne der Öffnung für die Anliegen einer verantwortungsbewußten Verkündigungstheologie.

Doch was sagt P. Debuyt für Belgien im Katalog der 3. Biennale christlicher Kunst der Gegenwart (Salzburg 1962)? „Die Mehrzahl der Geistlichen und Gläubigen bleiben dem gegenüber, was wirklich vorgeht, blind.“ Ihm und anderen zur Aufmunterung sei gesagt: Solange man lebt, ist Grund zu hoffen. Solange kann man sich nämlich rühren. Er hätte leichtes Spiel, zurückzufragen: Wie lange kann man sich noch rühren?

Hans Mayer (München)

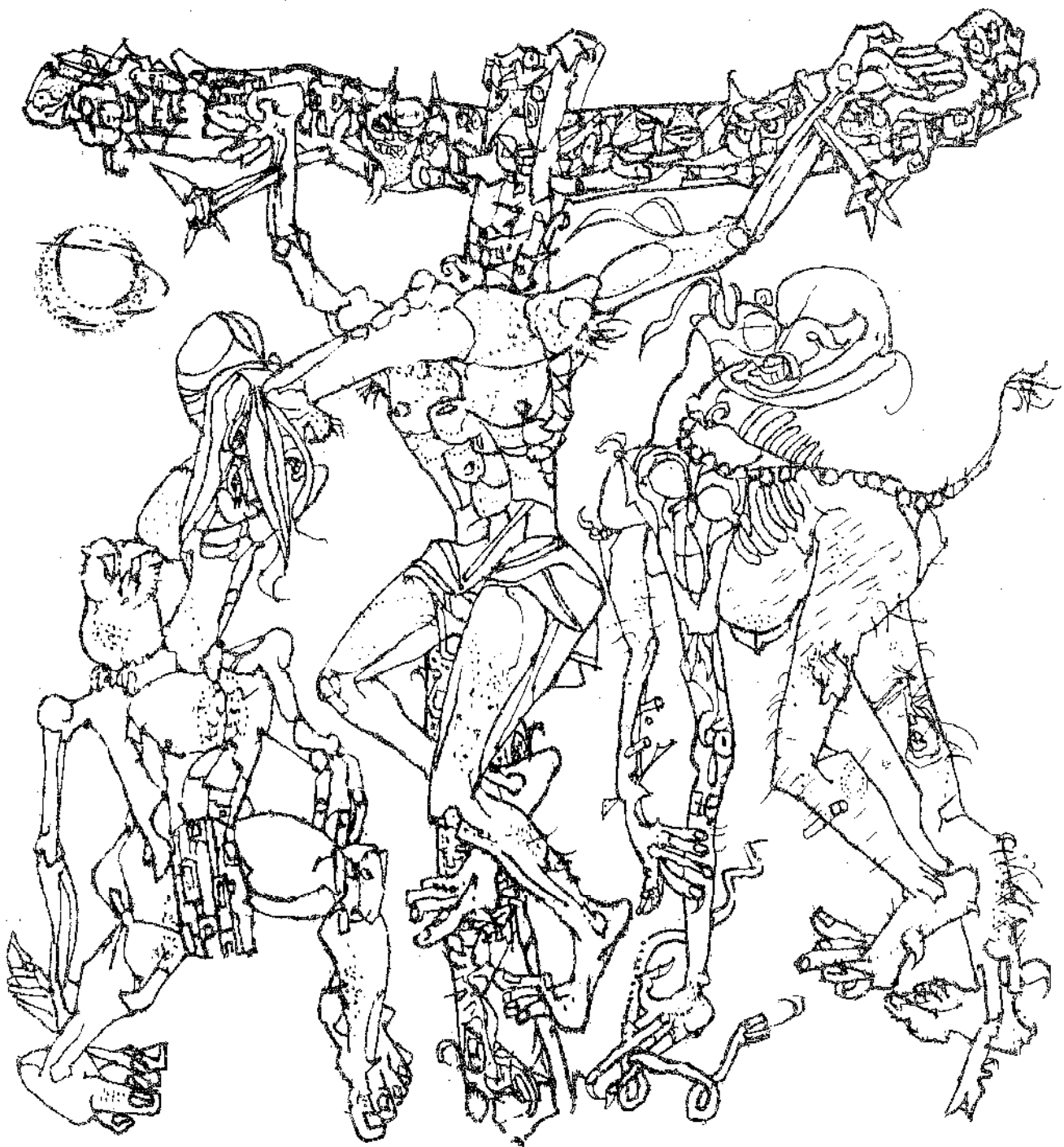


Die drei Träger

Lucifer, der Lichtträger, der Geist trug Licht zur Finsternis.

Christus, der Kreuzträger, Gott trug den Tod zum Leben.

Eulenspiegel, der Eulenträger, dem Narren (dem Menschen) wird die Torheit unter dem Kreuz zur Weisheit. Von Gottes Schulter fliegt die Eule mit dem Spiegel des Erkennens. Der Kreuzträger sieht dem Narren ins Antlitz. Er liebt ihn.



Das Folgende ist eine allgemeine kritische Stellungnahme zur gegenwärtigen Situation der Musik in unserem Lande.

Am rühmlichsten ist ohne Zweifel der Verband der Südtiroler Musikkapellen, der dank seiner hervorragend aufgebauten Organisation in den letzten Jahren des Niveau sehr vieler Kapellen durch regelmäßig jedes Jahr gehaltene Schulungswochen wirksam förderte. Die anfangs beachtlichste Modernisierung des Repertoires ist allerdings noch nicht recht durchgedrungen. Man hört nämlich noch oft Opernarien und Ähnliches für Blasmusik ungeeignetes. Der Mangel an geschulten Kapellmeistern ist immer noch sehr fühlbar, weshalb die Musikurse des Kulturinstitutes eifrig besucht werden sollten. Die vorhin erwähnten Schulungswochen genügen dazu keineswegs. Ganzvolle Bezirks- und Landesmusikfeste können über viele

bestehende Mängel nicht hinwegwischen. Es wurde schon vieles erreicht, aber vieles ist noch zu verbessern.

Der Aufwand so mancher Männerchöre an Proben ist oft groß, aber die öffentlichen Vorführungen sind meist sehr selten. Allerdings scheint es auch oft der Fall zu sein, daß nicht wenige Chöre nur gelegentlich Proben halten und nicht öfter auftreten als zu ihrer Existenzrechtfertigung unbedingt nötig ist. Die meisten Konzerte werden ausnahmslos von romantischen Nummern bestritten. Daher ist auch die Jugend in den meisten Männergesangsvereinen so schwach vertreten. Das sogenannte Volkslied, wie es von diesen gepflegt wird, ist meist entartete Volkskunst, nämlich verfälscht und daher kitschig.

Wir brauchen dringend mehr gemischte weibliche Chöre wie den „Kammerchor Leonhard Lechner“, der vorbildlich sowohl

macht. Klavierschüler sind genug, Blockflötenspieler ebenso. Der Gitarrenunterricht wird sicherlich weiter ausgebaut werden. Mit dem Nachwuchs an Violin-, Viola- und Cellospicieren ist es sehr schlecht bestellt, so daß die Laienorchester und die Kammermusikalische Hausmusik bald der Vergessenheit anheimgelassen werden, wenn nicht baldigst Abhilfe geschaffen wird. Man sei sich klar darüber, daß zur Hausmusik nicht nur Gitarren- und Blockflötenspiel, sondern auch das viel wertvollere Streichquartett und andere klassische Kammermusik dazugehören.

Eine große Bereicherung unseres Musiklebens ist das Haydnorchester, dessen reger Konzerttätigkeit sich großer Beliebtheit erfreut und das, trotz seines erst kurzen Bestehens, schon eine beachtliche Qualität aufweist. Ihm verdanken wir eine Reihe sehr guter Konzerte unter hochbedeutenden Dirigenten, wie Herbert Albert, Antonio Janigro, Carlo Zecchi, Paul Angerer und Hermann Scherchen.

Aus dem staatlichen Musikkonservatorium „Monteverdi“ sind einige tüchtige Musiker hervorgegangen, wie zum Beispiel der Pianist Max Ploner und der Violinist Georg Egger, um nur die bedeutendsten unseres Volkes zu nennen.

Die in der Zeitung meist hochgelobten Monsteraufführungen in der Pfarrkirche Bozen von Werken wie „Das Deutsche Requiem“ von Brahms, Mozarts Requiem und ähnlichen Werken durch die „Vereinigten Südtiroler Chöre“ überschritten durchwegs das Leistungsvermögen des Dirigenten. Solche Veranstaltungen entstammen nicht so sehr künstlerischen Erwägungen, als vielmehr einer höchst fraglichen Geltungssucht. Dazu gehört auch die Aufführung des Oratoriums „Die Seligen“ von Haas. Es ist ja auch für große Dirigenten unter Voraussetzungen, wie sie ein aus so vielen verschiedenen Chören und einem fremden Orchester gestalteter Klangkörper bietet, unmöglich, eine wirklich einheitliche Leistung zu erzielen. Zur Aufführung der Passion Baumanns, ein großes musikalisches Ereignis unseres Landes, ist zu sagen, daß der Sprechchor seiner allerdings äußerst schwierigen Aufgabe nicht recht gewachsen war und ebenso verhält es sich mit der Sprecherrolle, dem Christusdarsteller, die unbedingt einen Interpreten großen Formats erfordert hätte. Es ist nicht immer richtig, alles mit nur einheimischen Darstellern bewältigen zu wollen. Wir müssen uns wieder der Grenzen eigenen Leistungsvermögens bewußt werden und versuchen, sie nach Möglichkeit zu erweitern.

Eine andere Sache ist die Musikkritik unserer Tageszeitung; sie wird hauptsächlich von drei Leuten bestritten. Die Arbeitsprinzipien scheinen folgende zu sein:

1. Was die Bozner selber aufführen, ist von vornherein erstklassig und kann nur elementsprechend gelobt werden. Eine einzige Ausnahme bestätigt diese Regel.

2. Was Südtiroler Chöre und alle Gastchöre folkloristischer Art vorführen, ist immer gut, wenn die Masse dafür ist. (Uebersetzungen bezüglich dieser zwei genannten Punkte sind das Normale.) Wahrheit ist dabei Nebensache.

3. Nur fremde Ausführende darf man tadeln und ihre Schwächen können ohne weiteres offen aufgezeigt werden.

4. Die Kritik unserer Tageszeitung muß, wie mir erklärt wurde, eine einheitliche Richtung haben: d. h. was Nr. 1 denkt oder schreibt, darf von den anderen nur mehr bestätigt werden, andernfalls ist eine Veröffentlichung nicht möglich. Die Begründung dieser Einstellung lautet: „Die jeweilige Kritik ist das Urteil der Zeit und die kann sich nur eines erlauben. Eine Kritik hinkt von vornherein, wenn sie von abhängigen Personen, wie z. B. ausübenden Musikern, deren Position durch freie Meinungsäußerung gefährdet ist, gegeben wird. Unsere Situation ist kurz formuliert: Stark und mächtig ist der Provinziorgel und unantastbar sind die Bezauberer sicherer und hoher Stellen.

Gottfried Masoner (Brixen)

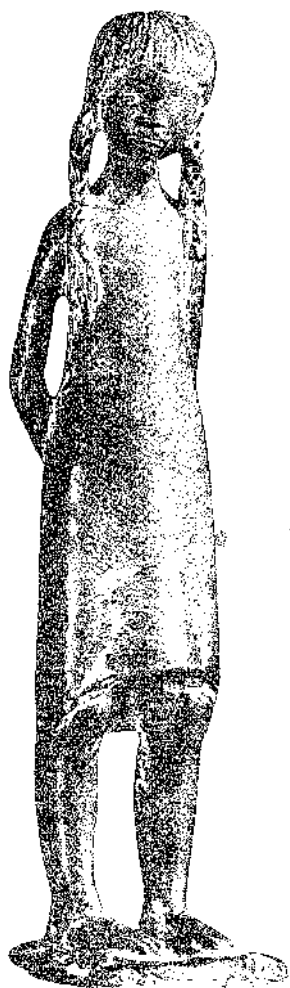
Musik in Südtirol

in der Wiedergabe klassischer Vokalpolyphonie, als auch moderner Musik ist. Den Anschluß an das zeitgenössische Musikschaffen fand Südtirol zuerst durch die Initiative seines Leiters Dr. P. Oswald Jacgi. Richtungsweisend sind auch die Hochämter des Grieser Pfarrchores mit dem vorwiegend aus neueren Werken bestehenden Repertoire und schwer bei uns noch sehr vernachlässigten Pflege des Gregorianischen Chorals.

Wohl ähnlich bedeutend in der Breitenwirkung wie der Verband der Südtiroler Musikkapellen ist der Cäcilienverein der Südtiroler Kirchenchöre. Auch dieser ist gut organisiert und erfolgreich um die Erneuerung des kirchenmusikalischen Programmes bemüht. Die jährlichen Schulungswochen und die Kirchenmusikschulen in Brixen zeitigen gute Früchte. Die Leistungen vieler Chöre haben sich verbessert und die Aufgeschlossenheit für zeitgenössische gediegene liturgische Musik nimmt langsam aber ständig zu. Daran mag auch die Zeitschrift „Der Kirchensänger“ nicht unwesentlich beitragen. Schlechter ist es mit dem Orgelspiel bestellt, da in unserem Lande noch wenige Instrumente mit vollständigem Pedal stehen. Trotzdem sind aus der Kirchenmusikschule einige tüchtige Organisten hervorgegangen. Beste Orgelmusik kann man schon seit langem in der Stiftspfarrkirche von Gries hören.

Von pädagogisch größter Bedeutung sind die mehrmals mit ersten Preisen ausgezeichneten Chöre unserer Lehrerbildungsanstalt und der Chor der Kindergärtnerinenschule, geleitet von Prof. Blum und Prof. Hölzl, die den Erziehern unserer Jugend eine tragfähige Grundlage bieten, auf die dann in den Volksschulen weitergearbeitet wird. Erfreulicherweise zeigt unsere Landesschulbehörde viel Verständnis dafür. Unterstützend dazu kommt noch der spürbare Einsatz katholischer Jugend für Pflege wertvollen Liedgutes und gediegener Hausmusik.

Sehr reger ist die Teilnahme an den erst an einigen Orten bestehenden Musikkursen des Kulturinstitutes, die von in Salzburg ausgebildeten Kräften geführt werden. Wichtig ist vor allem, daß das Begonnene weitergeführt werde, wozu genügend männliche Musiklehrer nötig sind, da die weiblichen, wenn sie heiraten, diesen Beruf meistens aufgeben und für diese plötzlichen Lücken oft keine geeigneten Nachfolger gefunden werden. Auf diese Weise bleibt Begonnenes liegen und viele der jungen Leute verlieren die Lust, später weiterzulernen. Als hervorragendes Fach bewährt sich die Orff-Rhythmik, das außer dem großen Nutzen auch viel Spaß



Friedrich Gurschler:
Stehendes Mädchen

Rückblick auf die internationalen Ferien- kurse für neue Musik

Neben den „großen“ Musikfestivals, die es sich zur lobenswerten Aufgabe gemacht haben, die während der winterlichen Konzert- und Opernsaison wieder und wieder gespielten Werke im Sommer nochmals zu Gehör zu bringen, fristen die Darmstädter Musiktage ein bescheidenes Dasein.

Sie eignen sich denkbar schlecht als Tummelplatz für Snobs und auch sonst noch so aufrichtige und aufgeschlossene Kunstfreunde hören sich lieber zum 23. Male Wagners „Ring“ an, als den Versuch einer Auseinandersetzung mit dem Musikschaffen unserer Zeit zu wagen.

Die folgenden Zeilen sollen ein Versuch sein, meine Eindrücke als Teilnehmer an den Darmstädter Ferienkursen in den vielleicht wichtigsten Details wiederzugeben.

Jeder, der zur Festspielzeit z. B. Salzburg erlebt, spürt die febrile Atmosphäre, die gewissermaßen die ganze Stadt erfaßt. Nichts davon in Darmstadt, wenn auch die Stadt einiges mitbringt, was sie für eine Veranstaltung, wie oben dieses intensive Erleben und Besprechen neuester Musikwerke, geeignet erscheinen läßt. Zahlreiche akustisch hervorragende Räume, eine wunderbare Umgebung — die Vorlesungen und Werkbesprechungen finden z. T. im Grünen statt — und eine der Förderung der zeitgenössischen Kunst sich befleißigende Stadtverwaltung, die mit Kompositionsaufträgen an vielversprechende Ferienkursprüflinge nicht knauserst. Im übrigen gewährleistet die sonstige vollständige Reizlosigkeit der Industriestadt selber das Fehlen jeglicher Ablenkung.

Unter den Teilnehmern herrscht ziemliche Familiarität; viele sind Stammgäste. Nach den Vorlesungen, den Konzerten, bei den Mahlzeiten, in der Straßenbahn fallen wohl einige Sätze, man tastet sich vor, sucht den Standpunkt des andern kennen zu lernen und findet auch oft zusammen. Und hier und da, nach den Darbietungen einer Musik, die die Anspannung im Saal den Höhepunkt erreichen läßt, kann es in der nächsten Kneipe zu feucht-fröhlicher Verbrüderung kommen.

Das Schockierendste für jeden neuen Teilnehmer ist, sich einer besonders in den letzten 10 Jahren nasend gewordenen Musikentwicklung gegenüber zu sehen, die einzig in der Geschichte dastehen dürfte. Das kann sich auch auf folgende Weise äußern: Luigi Nonos Orchesterwerk „Polifonica - Monodia - Ritmica“ vom Jahre 1951 wurde bei der Uraufführung von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung als „Verdaunungsstörung eines musikalischen Stotterers, als Leichnam eines kompositorischen Gebildes“ bezeichnet und selbst von der Zeitschrift für Neue Musik „Melos“ als ein Werk bewertet, das die Grenzen der geformten Musik überschreite. Bei der Wiederaufführung 10 Jahre später, hatte das Stück seine Schrecken verloren und man war sich allgemein über den Wert des nunmehr „konservativen“ Opus' einig.

Oder in den Worten, mit denen György Ligeti (Wien) seine Vorlesungen einleitete: „Webern (+ 1945) ist uns heute so fern wie Palestrina oder Mozart.“ Karlheinz Stockhausen (Köln, Jahrgang 1928) suchte indessen ein Resümé der Formenentwicklung seit 1950 zu geben. Es wurde wieder deutlich: je langsamer sich das Konzertpublikum das zeitgenössische Musikschaffen erschließt, oder besser, halb gezwungenermaßen sich dazu herbeiläßt, desto übersürzter gestalten sich die Entwicklungsabläufe bei den Musikschöpfern selbst, ganz besonders bei einer so eminent esoterischen Gruppe wie der „Darmstädter Schule“.

Ihre Mitglieder haben sich offensichtlich damit abgefunden, ihre Werke nur anlässlich ausgesprochen avantgardistischer Veranstaltungen aufgeführt zu sehen. Die „Kreise der Auserlesenen“ des Fin de

siecle sind nun eine letztlich doch bittere Wirklichkeit geworden.

Wenn Stockhausen als (vorläufiger) Endpunkt der musikalischen Formenentwicklung eine Musik sieht, die, aus Gründen der Aufführungspraxis wohl Beginn und Schluß hat, aber keinen Anfang und kein Ende als Kennzeichen einer geschlossenen Form, und sich damit ostasiatischen Gedankengut nähert, zeugt das für die Tendenz der Musik der Nachkriegsjahre. Über die rein europäische Musiktradition hinauszugehen. Ebenso der Amerikaner John Cage, der aus einem etwas verfälschten Zen-Buddhismus heraus die „Musik“ der total beziehungslosen musikalischen Ereignisse schuf, und Olivier Messiaen, der exotische, besonders indische Rhythmen sammelte, erforschte und in die europäische Musik einführte, sind Beispiele dafür. Und so unwahrscheinlich es klingt, bei einer japanischen NO-Theatermusik ließen sich denn tatsächlich Berührungspunkte zwischen dieser und der neuesten Musik feststellen. Seltsamerweise sind es aber gerade die japanischen zeitgenössischen Komponisten, deren Werke am wenigsten überzeugen.

Im Mittelpunkt der Veranstaltungsfolge standen die Konzerte des neugegründeten Kranichsteiner Kammerensembles unter der Leitung von Bruno Maderna. Die Interpretationen dieses wirklich einzigartigen Klangkörpers ließen auch bei der Aufführung schwierigster Werke keine Wünsche offen. Dies trat auch bei den Konzerten mit Werken „Alter Meister“ von Debussy bis Anton Webern zutage, die die künstlerischen Höhenpunkte der Ferienkurse bildeten. Am meisten wurden gespielt Strawinskij und Webern. Persönlich hätte ich mir eine größere Anzahl von Aufführungen Alban Bergs gewünscht, des wohl sensibelsten und zugleich ausdrucksstärksten Musikers der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Von der mittleren Generation zeigten sich am profiliertesten Olivier Messiaen, Luigi Dallapiccola und György Ligeti; von der jungen Hans Werner Henze, Giselher Klebe, Pierre Boulez, Aldo Clementi, Earle Brown und natürlich der umgekrönte König der Darmstädter Tage, der etwas jüngerhaft wirkende Karlheinz Stockhausen.

Der am meisten hervortretende Instrumentalist war David Tudor (New York). In seinen Konzerten und bei seinem Klavier-

„Spiel“ Tudors, die meisten fallen ein... Nach etwa 12 Minuten sieht Tudor auf, nimmt Schlegel und Stoppuhr und geht; das Ziel war erreicht worden: ein „Konzert“ für Gong und Publikum.

Die Opernaufführung dieser Ferienkurse „Das Leben des Orest“ mit Text und Musik von Ernst Křenek gestaltete sich zu einem Heiterkeitserfolg. Außer zahlreichen Banalitäten und Unbehöflichkeiten im Text war es das musikalische Idiom, das sich von der zwei Jahre vorher (1923) geschriebenen Jazz-Oper „Jonny spielt auf“ zu wenig distanziert hatte, um bei einem solchen Sujet nicht lächerlich, wenn nicht gar peinlich zu wirken. Eine etwas unverständlich erscheinende Neuinszenierung des Landestheaters Darmstadt.

Am schwersten zu beurteilen und am meisten diskutiert waren freilich die Aufführungen elektronischer Musik. Um ihr gerecht zu werden, muß man allerdings um die Notwendigkeit wissen, die sich aus der Weiterentwicklung der seitlichen Kompositionsweise ergibt, über differenzierteste Frequenz- und Dynamikunterschiede verfügen zu können und „innerhalb des Klanges zu komponieren“.

Stockhausen gelingt es bislang am Überzeugendsten, die neuen Möglichkeiten in ihrem Wesen zu erfassen und auszuwerten. Bei einer Vorführung lauschte ich geradezu fasziniert einem Beispiel für deren Entfaltung. Wir hörten stets den gleichen Ton, d. h. dieselbe Frequenz und Lautstärke, trotzdem gewann er durch immer variierendes Ausfiltern der Obertonkonstellation, durch das Wandern im Raum von Lautsprecher zu Lautsprecher soviel Leben und Gestalt; es „kreiste“ innerhalb des Klanges, Wirkungen, die sich auch dem raffiniertesten Instrumentationskünsten verschließen.

Wenn auch dieses „Zauberlehrlingspiel“ oftmals kläglich scheitert, d. h. daß viele elektronische Kompositionen dem Material keineswegs gerecht werden (das ist häufig bei neuerungssüchtigen Musikern der älteren Generation der Fall) und das künstlerische Moment nicht in diese Klangwelt transponieren können, so wird sich sicher, auch bedingt durch Fortschreiten der Technik ein Weg herauskristallisieren, der es ermöglicht, künstlerisch gültige Werke zu schaffen. Das Beste aus diesem Gebiete scheint bis zum Augenblick Stock-

14 Tage Darmstadt

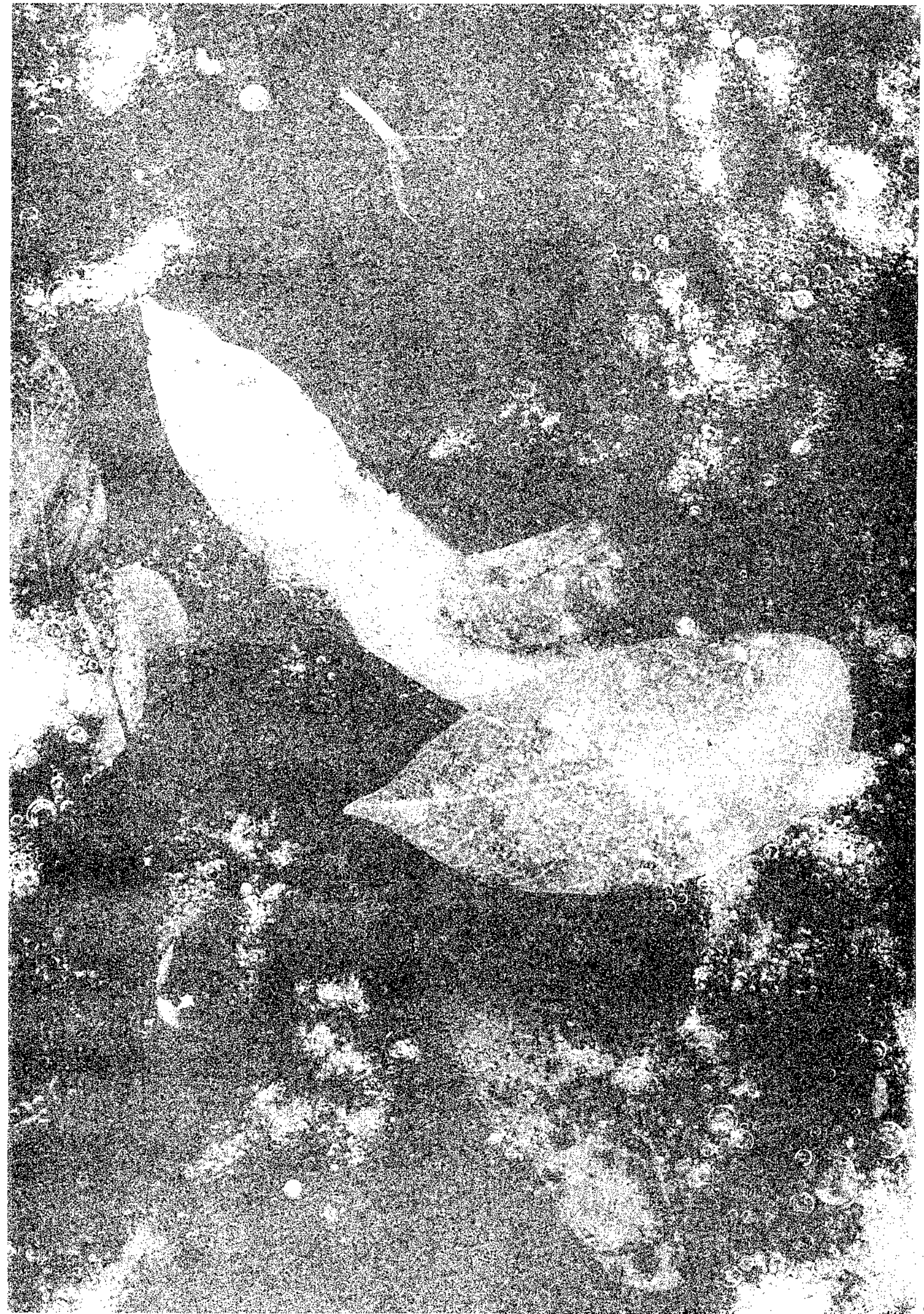
vierkurs (der Klavierdeckel bleibt zwar meist geschlossen, da es anscheinend weit reizvoller ist, in den Saal selbst zu spielen) tummeln sich die Cage-Epigonon, bei deren Produkte es sich aber meist mehr um gedankliche, kunstphilosophische Experimente handelt, die sich in sich selbst erschöpfen und musikalisch nicht verwertbar sind. Nun ein Beispiel einer solchen Aufführung: ein großer Gong wird in der Mitte des Konzertsalles auf den Boden gelegt; David Tudor, ein stereotypes Lächeln um die Lippen, einen Schlegel in der Rechten und eine Stoppuhr in der Linken, betritt den Saal, hockt sich im Schneidersitz vor den Gong; Schweigen; dann, genau alle 2,5 Sekunden ein Schlag auf den Gong, stets die gleiche Tonhöhe und Lautstärke... Säunen im Publikum, Verwunderung, Unwillen, Lachen, Pflöffe werden laut, Zwischenrufe suchen die im Saale herrschende Spannung zu zerreißen, schließlich steigert es sich zu einem Nachorkan, jemand sekundiert durch Händeklatschen im gleichen Rhythmus das

hausens „Gesang der Jünglinge“ zu sein, bei dem auch das Vokale einbezogen wird.

Leider fehlten bei diesen Ferienkursen Beispiele aus der „Musique concrète“, die ja bekanntlich alltägliche, auf Tonband aufgezeichnete Klänge und Geräusche durch Frequenz- und Lautstärkenmodulation nach Wunsch verändert, die mischt und die gewünschte Klangvorstellung „komponiert“.

Die Ferienkurse klangen aus mit einem Konzert „In memoria Béla Bartók“ in der Ausführung des Hessischen Rundfunkorchesters unter Dean Dixon.

Als wir nach dem Schlußakkord der „Musik für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta“ auseinander gingen, waren wir uns trotz Verschiedenheit in Sprache, musikalischer Ausbildung und persönlicher Tendenz nahe gekommen, waren zum Teil Freunde geworden und gaben uns jedenfalls beim Abschied das Versprechen, wenn möglich, nächstes Jahr wiederzukommen.



Ich möchte, daß du an einem Winterabend zu mir kämest, und daß wir, eng aneinander hinter dem Fenster, mit dem Blick auf die Einsamkeit der dunkeln und eisigen Straßen, die Erinnerung zu den Wintern in den Märchen zurückführten, wo man zusammenliebte, ohne es zu wissen. Denn wir schritten auf denselben verzauberten Weg, du und ich, mit schüchternen Schritten, und wir gingen zusammen durch die Wälder voll von Wölfen, und die gleichen Geister spähnten nach uns von den Moosbüscheln an den Türen, während Raben umherflatterten. Gemeinsam, ohne es zu wissen, schauten wir beide vielleicht von dort gegen das geheimnisvolle Leben, das uns erwartete. Dort pulsten in uns zum ersten Male verflochte und zarte Begierden. „Erinnerst du dich?“ werden wir zueinander sagen und uns sanft aneinanderschmiegen im warmen Zimmer, und du wirst mir zuversichtlich lächeln, während draußen im Winde die Dachrinnen schaurig tönen. Aber du — jetzt erinnere ich mich — du kennst nicht die alten Märchen von den Königen ohne Namen, von Ungeheuern und verwunschenen Gärten. Nie bist du, hingerissen, unter den Zauberbäumen gegangen, die mit Menschenstimme reden, auch klopftest du nie am Tor des verlassen Schlosses, nie schrittest du in der Nacht auf das ferne Licht zu, und nie schliefst du unter den Sternen des Orients ein, auf heiliger Piroge eingewiegt. Hinter dem Fenster, am Winterabend, würden wir vermutlich stumm bleiben, ich würde mich in toten Märchen verirren, und du in anderen mir unbekanntem Sorgen. Ich würde fragen, „Erinnerst du dich?“. Aber du würdest dich nicht erinnern.

Ich möchte mit dir spazieren gehen, an einem Frühlingstag, wenn der Himmel grau ist und der Wind noch hier und da ein welkes Laub vom letzten Jahr durch die Straßen fegt, durch die Vororte am Ende der Stadt; und es sollte Sonntag sein. An solchen Orten steigen oft wehmütige und große Gedanken auf; und zu bestimmten Stunden schwebt die Poesie und eint die Herzen derer, die sich lieben. Auch werden die Hoffnungen geboren, die nicht auszusprechen, begünstigt von den endlosen Horizonten hinter den Häusern, von den fliehenden Zügen, und von den Wolken im Norden. Wir werden uns einfach bei der Hand halten und leichten Schrittes gehen und närrische, dumme und liebe Dinge sagen. Bis daß sich die Lampen anzünden werden und aus den trüben Hinterhöfen die düsteren Geschichten der Stadt hervorkommen, und die Abenteuer, und die erschnten Romane. Wir werden dann schweigen, noch immer mit gefaßten Händen, denn die Seelen werden ohne Worte miteinander sprechen. Aber du — ich erinnere mich jetzt — du sagtest mir nie närrische, dumme und liebe Dinge. Und du kannst darum auch nicht jene Sonntage lieben, die ich meine, und deine Seele kann nicht zu der meinen in der Stille reden. Und du erahnst nicht zur rechten Stunde den Zauber der Stadt, und auch nicht die Hoffnungen, die von Norden niederkommen. Du zehst die Lichter vor, und die Menge, und die Männer, die dich anschauen, die Straßen, wo sie sagen, man könnte dem Glück begegnen. Du bist verschieden von mir, und kämest du an jenem Tag mit spazieren, so würdest du klagen, daß du müde bist; nur das und sonst nichts.

Auch möchte ich mit dir im Sommer in ein einsames Tal gehen, ständig lachend wegen der einfachsten Dinge, um die Geschehnisse der Wälder, der weißen Straßen und gewisser verlassenener Häuser zu erforschen. Und auf der

Holzbrücke stehenbleiben, um das Wasser vorbeirinnen zu sehen, und in den Telegraphenanasten jener langen Geschichte ohne Erde lauschen, die von einem Ende der Welt kommt und, Gott weiß wohin, geht. Und die Blumen von den Wiesen pflücken und da, auf dem Rasen hingestreckt in der Stille der Sonne, die Abgründe des Himmels betrachten und die weißen Wölkchen, die vorbeiziehen und die Gipfel der Berge. Du würdest sagen: „Wie schön!“. Sonst nichts würdest du sagen, denn wir wären glücklich; unsere Körper hätten die Last der Jahre verloren, die Seelen wären erneuert, als wären sie da erst geboren.

Aber du — nun besinne ich mich — du würdest verständnislos um dich blicken, fürchte ich, und würdest besorgt stehen bleiben, einen Strumpf zu untersuchen, mich um eine weitere Zigarette bitten, in deiner Ungeduld zurückzukehren. Und du würdest nicht

hören, und auch nicht verstehen, warum die Leute mit guten Augen auf uns blicken. Du würdest an dein armes Morgen denken, und umsonst würden die goldenen Statuen auf den Zinnen über dir die Schwerter in die letzten Strahlen erheben. Und ich wäre allein.

Es ist umsonst. Vielleicht sind das alles Torheiten, und du bist besser als ich, da du nicht soviel vom Leben verlangst. Vielleicht hast du recht, und es zu versuchen wäre dumm. Aber wenigstens, ja, wenigstens möchte ich dich wiedersehen. Wie immer es sei, wir werden auf irgendeine Weise zusammen sein, und wir werden die Freude finden. Ganz gleich, ob bei Tag oder bei Nacht, im Sommer oder im Herbst, in einem fremden Land, in einem schmucklosen Haus, in einer ärmlichen Gaststätte. Es wird mir genug sein, dich bei mir zu haben. Ich werde nicht wieder — ich verspreche es dir — damit anfangen, dem geheimnisvollen Ge-

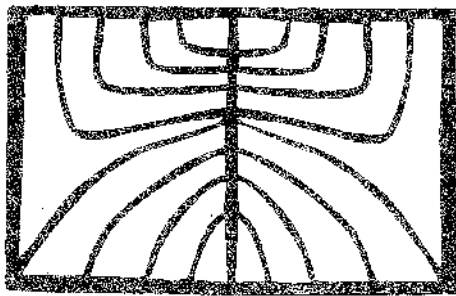
INVITI SUPERFLUI

sagen „Wie schön!“, sondern andere arme Dinge, die mir nichts bedeuten. Denn leider bist du nun einmal so. Und wir wären nicht einmal für einen Augenblick glücklich.

Auch möchte ich — laß es mich sagen — mit dir am Arm an einem Novembersonnenuntergang durch die großen Straßen der Stadt gehen, wenn der Himmel von reinem Kristall ist. Wenn die Geister des Lebens über die Kuppeln fliegen und die schwarzen Leute streifen, am Ende der Straßen wie die Gräben sind, erfüllt schon von Unruhen. Wenn Erinnerungen soliger Zeiten und neue Vorahnungen über die Erde gehen, und hinter sich eine Art von Musik lassen. Mit dem offenen Uebermut der Kinder werden wir in die Gesichter der anderen, Tausende und Tausende, sehen, die zu Strömen an uns vorbeifließen. Ohne zu wissen, werden wir Licht der Freude ausstrahlen, und alle werden gezwungen sein, uns anzusehen, nicht aus Neid und Uebelwollen; sondern mit leichtem Lächeln, und einem Gefühl der Güte, wegen des Abends, der die Schwächen des Menschen heilt. Aber du — ich versteh es wohl — anstatt den kristallinen Himmel anzuschauen und die hichten Kolonnaden im Scheine der letzten Sonne, wirst stehen bleiben wollen, um die Auslagen anzusehen, die Goldsachen, die Reichtümer, die Seiden, all jene wichtigen Dinge. Und du wirst darum die Geister nicht merken, und die Vorahnungen, die vorbeiziehen, du wirst dich auch nicht, wie ich, zu stolzem Geschick berufen fühlen. Du würdest nicht jene Art von Musik

knarre des Daches zu lauschen, ich werde auch nicht nach den Wolken sehen, und nicht achten auf alle Musik oder auf den Wind. Ich werde auf diese nutzlosen Dinge verzichten, wiewohl ich sie liebe. Ich werde Geduld haben, wenn du nicht verstehst, was ich sage, wenn du von Vorfällen sprichst, die mir fremd sind, wenn du dich über die alten Kleider beklagst, und über das Geld. Es wird dann nicht die sogenannte Poesie da sein, und nicht die gemeinsamen Hoffnungen, und nicht der Kummer, der der Liebe so Freund ist. Aber ich werde dich mir nah haben. Und du wirst sehen, es wird uns gelingen, ziemlich glücklich zu sein, sehr einfach, nur Mann und Frau zusammen, so wie es überall in der Welt zu geschehen pflegt.

Aber du — jetzt erinnere ich mich — du bist zu fern, hunderte von Kilometern weg, die schwer zu überwinden. Du stehst in einem Leben, das ich nicht kenne, und die anderen Männer sind um dich, denen du wahrscheinlich lächelst, so wie früher mir. Und wenig Zeit genügt, daß du mich ganz vergaßest. Vermutlich kannst du dich immer an meinen Namen erinnern. Ich bin nunmehr aus dir herausgegangen, verwirrt unter zahllosen Schattengestalten. Und dennoch kann ich nicht anders als an dich denken, und ich möchte es, dir diese Dinge zu sagen.



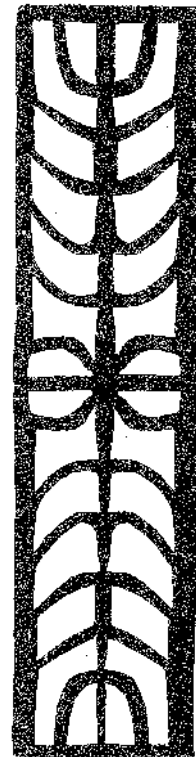
Blassen grauen Schatten im Gehäu und zittern leicht
im Frost des Morgens
träge fließt das schwere Wasser dunkel schmutzig
trüber Widerschein von Feuer
brennen helle bleiche Flammen
stürzt davon in reines Dunkel
grüner Höhle Moos und Tannen Weide suchend
heißer Atem kalte Luft
Reinigung scheidet mein Körper
lösen befreien
kristallklar durch Eim Stille
sanftes Wiegen milder Aeste
fernes Blinken zartes Funkeln
ruhiger Glanz der feinsten Sterne
Unendlichkeit
gedankenlos zeitlos wunschlos
ausströmen und zerfließen.

Horst Weit

... Non amo che le cose
che son cost
non amo che le cose
che potevano essere e non
sono state ...

Tagesvergehn zwei Menschen
zwei Menschen unterwegs
zueinander
Wie schon so oft in den Jahren
den Jahren die leer blieben
von Wollen
Jetzt war es die Reife des Abends
des Abends die ihre Seelen aufschloß
wie späte Blumen
Denen nur einmal zuteil wird die Gabe
die Gabe des Blühens
des offenen Kelchs
Ihr Schreiten verband sich ihr Lächeln
ihr Lächeln bebend aus
großem Verstehn
Fern waren Worte nur durch das Tasten
das Tasten und Berühren ihrer Finger
klang es leise
Langsam wieder schloß sich jeder Kelch
der Kelch den jeder forttrug
in die Nacht

Vincent



Ertrunken

ertrunken
in streichelnden strähnen
der müden liden
verschleierter regenbogen
barbarossa
dir wischen die kreisenden zeiger
spurentilger
vergangnes hinweg
und löscher
die gräber gemeuchelter stunden.
umsonst
stülpt sich
haarig ein traumbild
umsonst
schwankend und zitternd leis
dir durch die linse
ins hirn

wo. hell.

exekution

hochgestemmt
taumelt im zielen
das kreishohle.
bleibesoffen.
das knifne aug zwischen
kimme korn
durchgezwängt.
muscheln weit
klaffend
und geist
geist -- muschel dem gesetz
des wahrscheinlichen.
und bald er den finger kraült
hängt nur ein leib
schwappend
an seilverschlungenen armen
hängt nur ein leib

wo. hell.



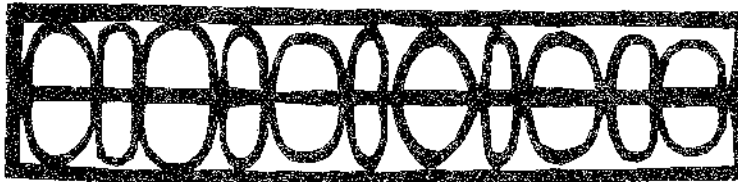
Schlafe müdes, heißes Herz.
Deine weise Mutter wacht.
Überm Blechdach blaut die Nacht
und der Mond fährt grün und groß.
Schmiege dich in den schmalen Schoß.
Schlafe müdes, heißes Herz.

Liebe junges, heißes Herz.
So ein Kind dein blondhaar kost,
blüht das Blut wie roter Rost.
Schellt der Märzwind an die Scheiben,
Laß Liebe nicht nur blutig bleiben.
Liebe junges, heißes Herz.

Bete stilles, heißes Herz.
Und die Hand der Hasser dorrt.
Treulos treiber Barken fort.
Augen rollen rund und rot.
Einsam bleibt dein blaues Boot.
Bete stilles, heißes Herz.

Heimzu altes, heißes Herz.
Fühl wie Reis und Blätter fallen.
Fort sind Freund und Nachtigallen.
Haarig schneit es warmes Weiß.
Hoch vom Herbstwald weht es leis:
Heimzu altes, heißes Herz.

Luis Stephan Stecher



Ich bin der Schrei
Im Wind erwacht.
Ich fließ vorbei
Und bin die Nacht

Ich fließ vorbei
Im Band der Zeit.
Ich bin der Schrei
Der Dunkelheit.

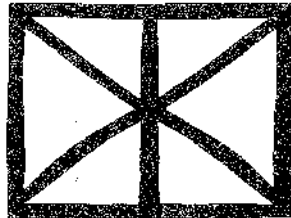
Ich fließ vorbei,
Wie alles floß.
Ich bin der Schrei.
Das Wort ist groß.

Ich bin nicht Ort.
Ich bin nicht Spur.
Dich weiß ich Wort,
Mich ahn' ich nur.

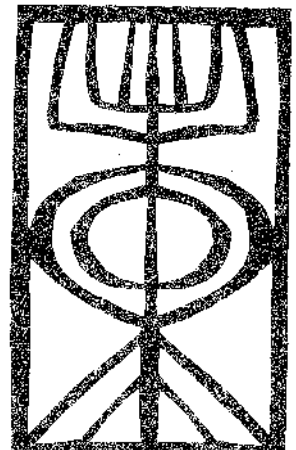
Ich bin der Schrei
Im Wind erwacht.
Ich fließ vorbei
Und bin die Nacht.

Luis Stephan Stecher

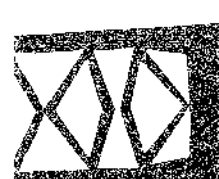
Scherenschnitte
Anna Wielander



Herauf ruf ich dich
herauf (hörst du mich?)
warum ist die Aufgabe so schwer mühsam
Unsicherheit zieht vorbei
dringe durch beiß dich durch wenn auch noch
so viel Schmutz an deinen Kleidern hängt
zieh sie aus wirf sie weg
mein Körper soll dich bergen
mein heißes Blut dich wärmen
Ruf der Zecher lustige Reihn
laß sie tanzen um mein Grab
bartuß über zerbrochene Gläser
laufen über glimmende Feuer
verdeckt und rot wie Wein und Blut
Schütte dich aus
du bist noch nicht bei mir
dein Auge ist noch wach
deine Stirne noch klar.
Aus der Erde will sie kommen
wie soll sie sich je begegnen
mit den hohen Winden dem leisen Lispeln im Baum
hastig und grell doch bald
ruhig und warm und tief.
Auf und ab anfangs blinkt es
ein Wandern fast siegreich und immer froh
geh mit mir hinweg nur ein einziges Mal.



Horst Weit



Das einsame Haus

In der Dämmerung blinken viele Lichter auf. Zaghafte in Gruppen liegen sie wirr verstreut, oft in dichten geballten Klumpen, oft verloren wie Flug-sand.

Abseits von allen in einem dunklen Fleck liegt das einsame Haus. Sanft in eine Mulde gebettet, zwischen Hügeln, umgeben von Sträuchern und Buschwerk. An einer Ecke des Hauses steht ein alter Baum, der zwei Fenster verdeckt. Efeu umrankt die morschen Holzrahmen und klettert an der Regentraufe bis auf das Dach. Der Wind pfeift über den Hang: das Strauchwerk raschelt, der Baum schlägt mit seinen Ästen gegen die Fenster, ein loser Ziegel klappert auf dem Dach.

Sie haben mich ausgeschlossen. Aus dem Gedränge der Gassen, aus dem geschäftigen Treiben des Alltags, aus der lärmenden Geschlichkeit ihrer Feste. Heftig verfolge ich diese Gedanken, denn ich will ihnen böse sein. Trotzdem fühle ich keinen Haß, keine Verachtung mehr in mir aufsteigen. Vielleicht ist alles, was ich über sie dachte, nicht wahr. Nicht sie haben mich verbannt, sondern ich selbst habe mich ausgeschlossen. Doch was hätte ich tun sollen? Hätte ich meiner innersten Natur, meinem Wesen untreu werden sollen? Wie hätte ich je ihre kleinen Zänkereien, ihre kindische Moral, ihren Gott, ihr ganzes Leben lieben gelernt?

So ist mir denn keine andere Wahl geblieben, als zu gehn und einzuziehen in dieses einsame Haus. Wäre ich doch alt und müde gewesen, um seine Ent-sagung und Ergebung zu teilen! Warum lernte ich nicht das verachtungsvolle Lachen, schuf mir nicht einen eisigen Panzer, um ohne Mitgefühl und Sehnsucht darin zu leben!

Wie oft saß ich am Fenster und schaute auf den stillen Weg, auf die Sträucher, die eng und in Gruppen beisammen hocken und hörte auf den einsamen Ruf der Eule jeden Abend, auf das trockene Schlagen, das rauhe kosen der Zweige am Fenster.

Fern lag die Stadt mit ihrem Trubel und ihrer Unruhe. Wie hab ich ihr nur widerstehen können? Wie hat meine schwere, dumpfe Sehnsucht so wach sein können, daß sie die trüben Blicke, die falschen Gebärden, die grausige Leere hinter so viel Glanz und gespielter Heiterkeit noch sah? Warum hat sie mich nicht täuschen wollen, um ihr Verlangen nach Liebe, nach Verstehen in einem süßen Trugbild zu stillen, im Klang einer vorgespielten Harmonie, deren zarter Duft die Fratze der hohen Maske verbirgt?

Viel Zeit ist vergangen und ich kann auch jetzt noch nicht sagen, warum. Nur danken kann ich ihr und froh sein. Denn ich habe Freunde gefunden und Mädchen, die mich lieben. Freude und Leben ist eingezogen, warm und heimelig leuchten am Abend alle Fenster im alten Haus.

Geh weg heimelige Stille horch
wie kannst du nur so ruhig antworten mir
wenn du auch zurückkommst
so laß mich sagen
wie ich es fühle
daß du fort warst
so weit und so lang.

Du aber wirst sagen
mit tapferer Fröhlichkeit
und ein kleiner Rest trotziger Mutes
halb gespielten Zornes
wird aus deiner Stimme heraus hörbar sein.

Wie willst du wissen wie weit es war
wie lieb oder weh
mich die Ferne umfing
und boshaft schaust du mich an
als freutest du dich
daß du schweigen wirst
und mich zu erraten zwingst.

Leicht und süß weilt das Vergessen und ruht bei mir aus.
Nur flüchtiger Fragen Spur erlaubt es mir und Seligkeit
heimlich doch leicht verwundbar lauscht gerne mit.
Du sollst ohne jeden Nachdruck sein. Schleich dich nicht
ein komm nicht ungesehen durch das Dunkel.
Der Weg zu mir ist weit. Wie das Feld weit über das der Wind
weht wie das Rufen des Verirrten und des Gefangenen wie der
Blick der Fische im Netz und die stumme Frage im Schrecken
getöteter Menschen. Wie die Stimme die aufklingt auf der
Suche nach einem Lied einem Mitklingen und Mitschwingen
vieler freudiger Stimmen und sich plötzlich besinnt allein
zu sein hoch und einsam im weiten Raum.
Da neigt sie sich müd und Düsterng läßt sie verstummen
schwer. Da muß sie fliehen und nur die Erinnerung bleibt
nah wie dein hilflos rührendes Spiel das Horchen auf den
leisesten Klang. Auf müdes Laub eine leise traurige Feuchtig-
keit und das Vorüberfließen wie sich erinnern

bis die Drohung aufsteigt und sie ballt sich zusammen und
bäumt sich auf und wie ich warte auf den Schrei den Schmerz
auf die letzte tödliche Klarheit
lieb und heiter wie nur Vergessen sein kann, doch ganz wollen
sie nie schweigen die Stimmen sie flüstern heimelig
aus dem Dunkel.

Wirr anfangs und rätselhaft
laß mich horchen
im zaghaften Aufschwung allein
am Weg zurück behutsam geleitet
fast schwebend zurückgeführt wie nach Hause

doch es ist nicht dasselbe wie früher.

Horst Weit

Anfangs glaubte ich, in meiner neuen Gemeinschaft, beim Spiel, auf Wanderungen und beim Planeschmieden sei alle Einsamkeit entflohen. Bis ich einmal auf verlassenem Weg zwei Liebende sah. Sie standen in der Mitte des Wegs und bielten sich umfängen, als hätten sie Angst vor der unendlichen Weite, die sie umgab, vor dem Wind, der an ihren Kleidern zerrte, dem Staub, den er in ihre Gesichter blies und den grauen feindseligen Wolken, die fern und fremd über die Berge zogen.

Da hab ich sie aufgenommen und eingelassen zu mir, ohne den letzten

Rückhalt mehr. In der Seligkeit, sich verloren zu haben, verloren zu sein, wie die fernen Wolken, die der Wind mit sich führt, ohne daß sie wissen wohin.

Der Abend im einsamen Haus ist jetzt stiller wie früher. Im trauten Lampenschein sitze ich mit meinen Freunden. Wir sprechen wenig. In ihren Augen leuchtet ein stilles Feuer, rein und klar, friedlich und voll geheimer Freude. Leise schlagen die dünnen Äste des Baumes an die Fenster.

Hartmut Wenter



Alfred Kubin

Am 10. April 1877 hat er in Leitmeritz das Licht der Welt erblickt. Seine Kindheit erlebte er in Zell am See und Salzburg. Es folgten die Lehrjahre bei einem Photographen in Klagenfurt, die Studienjahre in München. Die Jugendjahre, die infolge des Nichtverstandenseins seiner besonderen Anlagen Minderwertigkeitsgefühle in ihm weckten, die Vorliebe des Knaben für schauerliche Dinge, die Begeisterung für Schopenhauer, der plötzliche Verlust seiner ersten Braut, das alles, so läßt uns die Rückschau erkennen, kam wohl dem Künstler Alfred Kubin zugute, hat ihm aber das Leben als Mensch schwer gemacht.

Seine Lehrer in München konnten für Kubin nur Anreger sein. Er erkannte bald, daß er, um sich so ausdrücken zu können, wie es ihn zwang, einen anderen Weg gehen mußte, wie ihn die breite Straße der damaligen Zeit wies. Aber dieser Weg führte ihn in schwere Depressionen, bis ihm die Kraft gegeben ward, seinen Wachtraumvisionen, denen er als Leidender selbst zu unterliegen drohte, Gestalt zu geben und sie so zu überwinden. Seine Blätter erschrecken oft, weil er immer die andere Seite des Lebens sah, vor der wir so gern unsere Augen verschließen und weil er uns vorausahnen ließ alles Elend und das scheinbar unentrinnbare Schicksal, das über uns kam.

Zeichnen hieß für ihn nicht: hübsche Motive wiedergeben, mit bunten Blumen und blauem Himmel... Zeichnen hieß für ihn: Kunde geben vom Rätsel des Lebens. Einmal schrieb er: „Die Menschen wollen das Leben enträtseln. Aber mir

macht erst das Geheimnis des Lebens das Leben schön und lebenswert.“

Selbst erschauernd vor den inneren Gesichtern, hielt er sich mit seiner Kunst die Angst vom Leibe, die Angst vor der Krankheit, die Altersangst und die Angst vor dem Tode.

Diese Angst vor allem, was ihn bedrohen konnte, war ja überhaupt die treibende schöpferische Kraft Alfred Kubins. Die bedrückende Ungewißheit, daß ihn etwas überfallen könnte, lastete immer auf ihm. Und diese Angst wird sichtbar in der von ihm gezeichneten Natur, an Mensch und Tier; man spürt in allem die Angst vor blinden, heimtückisch wirkenden Kräften.

Der letzte Urgrund all dieser Angst war aber die Angst vor der letzten Wahrheit! Dieser große Einsame war ja immer auf der Flucht vor der letzten Entscheidung für die letzte Wahrheit, die er suchen mußte, weil dies ein Gesetz unserer Seele ist, die er aber zugleich fürchtete.

Reifer geworden, wurden seine Bilder heller und lockerer, lichter und oft heiter. Er wurde der Schilderer einer heimlich idyllischen Welt, er wurde ruhiger, reifer und tiefer. Vom dunklen Abseitigen drang er unter dem Einfluß unserer fruchtbarsten Landschaft und der gesunden Kraft unseres Volkes immer mehr zum Lichten durch. Aber immer noch bleibt doch eine tiefe Resignation spürbar, weil ihm bange war, sich der letzten Wahrheit zu stellen, weil er, wie er mir gesagt hatte, den Schlüssel zur letzten Kammer seines Herzens selbst geworfen hatte.

Aber in all dieser Not, die er nach außen zu verbergen suchte, war er sich

klar, daß ihm aus seiner künstlerischen Berufung eine große Verpflichtung zugewachsen war. Und treu hat er dieser gedient von der Jugend bis in das hohe Alter von achtzig Jahren, so lange er die Feder führen konnte. „Jeden ruft Gott mit anderer Stimme“, sagte er einmal. Auch ihn hatte Gott gerufen und er hat den Ruf gehört und ihm gehorcht. Er war ein Priester seiner Kunst, der weltliche Bruder des Priesters, der sich für die ihm gegebenen Gaben vor Gott und den Menschen verantwortlich wußte. Er war ein Hüter und Wahrer echter Kunst auch gegenüber allem Ungeist, der in einer chaotischen Zeit aufgebrochen war.

Dabei war er ohne alles Pathos und mit steigendem Ruhm immer bescheidener. Er hat jeden Bauern hier gekannt und mit ihm in seiner Sprache gesprochen, er war allen Kindern ein vertrauter Freund.

Aber trotz allem ist er in den langen Jahrzehnten seines reichen Schaffens fast nie ein wahrhaft friedvoller Mensch gewesen; sondern ein Gepeinigter, ein Gejagter, der, um der Angst zu entinnen, zeichnete und zeichnen mußte. Der friedvolle Mensch, den uns sein Antlitz nach dem Tode und auf dem Totenbette gezeigt hat, der Verklärte und von letzter Weisheit Erfüllte ist er erst geworden in den letzten Jahren seines Lebens. (Aus der Grabansprache zum Tode Alfred Kubins, gehalten von einem Freunde am 24. August 1959.)

Zeichnung von Alfred Kubin, Bild und Text hat Rober Anhof freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

sensazion zum tode

der tod

marilyn monroes

an den kiosken war ein großes bild eines lockenden und naiven gesichtes angeklebt, text dazu: marilyn monroe ausgehötet, einige tage später war ein streifen quer über das bild geklebt wie bei einem kinoausgang: heute letzter tag - und auf dem streifen stand: eines der letzten fotos von marilyn monroe, es ist richtig gespenstisch dieses bild anzuschauen, marilyn ist ausgehötet, marilyn muß noch nach dem tode für den bedarf der sensationslüsternten zeitgenossen sorgen, doch dieses plakart ist symbolhaft für monroe, so war ir leben und das war ir tod, wahrscheinlich, wi das bureau des untersuchungsrichters bekanntgab ist marilyn monroe an einer überdosis von schlaftabletten gestorben, di schauspielerin sei in irem bett gestorben, ire hand habe das telefon umklammert dessen hörer aber aufgelegt gewesen sei, es seien keinerlei abschiedsbrife oder ähnliches gefunden worden, "es wurde ir testament gefunden, jetzt raten publizisten herum was wol monroe zum selbstmord gebrifen habe, jedoch was wissen wir von den augenblicken da ein mensch stirbt, si bleiben uns immer verborgen, auch di gründe di einen menschen zum selbstmord föhren, was bedeuten hir abschiedsbrife testamente und ähnliche erklärungen, erklären si wirklich etwas? wol kaum, aber dises recht das doch jedem menschen zuset: in rue und friden zu sterben, auf dises recht hat monroe nicht anspruch, ir tod gehört nicht ir, er gehört den zeitgenossen, si d. h. di manager versuchen aus dem letzten seufzer so vil kapital zu gewinnen wi möglich bevor di quelle versigt, „aufopferungsvoll bis zum letzten für ire befohlenen ist si gestorben,“ für ihre befohlenen hat si ir leben gegeben und den tod haben disie sich dann selbst genommen, vllleicht war das ir grund schlaftabletten zu nemen: si sa ein daß

das publikum nur an ihrer figur an irem gesicht und an iren launen interessirt war, si hat vor jahren für sich eine grab-schrift verfaßt „96-98-91“ und hat dazu gesagt (man sollte sich abgewöhnen hir alles anzuzweifeln und dort alles zu glauben), ire maße seien das einzige was interessire, es ist ein onmächtiger aufschrei gegen di übermacht publikum, zeigt aber daß si weise genug war ire lage zu verstehen, si sa ein daß si nicht als frau oder als schauspielerin galt sondern einfach als di monroe di irem publikum allmonadlich eine deftige sensazion zu föhren hatte, als frau hat si nach der scheidung von miller verloren, als schauspielerin war si in schwierigkeiten, si war einsam (hir stimmts wirklich), außerdem war si krank und da... man wird ir dis als schwäche anrechnen, doch vor dem tod neigte jeder sein haupt und wenn nicht vor monroe so doch wenigstens vor irem unglück und irem tod habe man erfurcht um vllleicht jetzt ein bißchen gutzumachen was früher an ir verbrochen wurde, das leben monroes hat das zeitgenössische publikum auf dem gewissen, durch widrige umstände in der kindheit auf di ban gedrängt, von einem groben publikum vorangezogen mußte si di ban geen bis si ir leben endete, wir alle sind schuld an irem tode, di di ire „tolle figur“ seen wollten und di di si deshalb verdammten, etzgekeilt so zwischen hungri-gen vorerern und verurteilenden moralisten ergab ir leben eine einzige große sensazion; als muster emporgehoben, als beispiel gejagt konnte si der sensazion nicht entkommen, beide, vorerer und richter halfen nur den managern den fachkundigen des publikumsbedürfnisses di bald herausbekamen was mit monroe alles zu machen sei, publikum und manager halfen einander bei der arbeit aus monroe ein bündel sex ausdrück der publikums-

sensichte zu machen, weil des publikums si sich so vorstellte und darum so seen wollte mußte si sich so zeigen, wurde das ire einzige rolle und damit war dem moloch publikum genuggetan, wem künnmerts ob si wirklich so war und ob es ir publie, ob si darüber vllleicht unglücklich war, nein si hatte ire persönlichen wünsche zurückzudrängen, si hatte ire eigenheiten aufzugeben und nur der vorstellung des publikums zu gehorchen, ein wesen mit dem man machen kann was man will, das man anbeten kann oder verachten gleichvil man braucht es, nur man nimmt es nicht ernst, man behandelt es als spielzeug seiner launen, wi immer es sich auch regt alles wird zur sensazion, di bekannten launer monroes sind nur extravaganzien einer schauspielerin di eben auffallen will, damit wird jede persönliche regung jeder auffenungsveruch abgelenkt, ausgelickt, gleichvil ob es von managern ausgenützt oder von moralisten angeprangert wird; alles weren ist vergeblich wenn es nicht als ocht geglaubt wird, bei den schwierigen verhältnissen in der geschäfts- abteilung des films weiß man manchmal tatsächlich nicht ob nicht nur ein gerissener manager dahintersteckt; denn da ist alles gültig was einbringt und schauspieler di ankommen wollen müssen sich zuerst iren förderungskuren unterziehen, er wird geschliffen und bekanntgemacht weil di meisten nicht einen film anschauen wegen der regiarbeit sondern um eine schauspielerin oder einen schauspieler zu seen den si aus irgendeinem gründe schätzen, sei es wi immer sei di manager tun es nur für uns si wissen genau, eine zarte monroe glauben wir inen nicht; si wissen welche vorstellung von monroe wir aus dem ersten film aus magazinen und reklamen bekommen haben, wi wir si seen wollen da wir ja immer kunst mit leben verwechseln - di psychologi des schauspieler und gar der schauspielerin, ir verhältnis zu der rolle di si spielen soll spilt gespilt hat ist noch lange nicht offenbar; und si bringen si so, si brachten garbo als flüsternde flötende hinschmelzende sirene weil das publikum si so wollte wi es si sich vorstellte und jetzt bardot als kindlichen vamp, einmal muß etwas schlimmes passieren, es kann nicht gut ausgeen wenn man einen menschen zwingt immer anders zu sein, so zu sein wi ein boulevard-schriftsteller ein sensazionsreporter ein drehbuchautor eines billigen libesdramas sichs denkt, disie last erträgt eine schauspielerin nicht, schon di geschichte garbos müßte genügen, noch mer der tod monroes und wahrscheinlich müssen wir noch ähnliches von bardot erleben, einmal ist es schon gescheen

ob monroe eine gute schauspielerin war (si bemüte sich ernsthaft darum) kann ich nicht entscheiden; das ist im film einmal nicht leicht weil jeder gesichtsmuskel und jede bewegung vom regisseur eingestellt werden kann, zum andern gar nicht wichtig weil der film andere ausdrucksmittel gebraucht, aber si get mir jetzt mer als mensch an und ich würde gar nicht reden wüßte ich nicht daß es vile schauspielerinnen und schauspieler gibt, vor allem in hollywood aber auch in aller welt denen es so erget wi monroe, ir tod soll uns eine manung sein, möchte ir selbstmord der letzte als flucht vor der sensazion sein, di schauspielerin für den regisseur ein gestaltungsmittel wird manchmal zum symbol des films überhaupt und als marilyn monroe zum symbol unserer generation woran si aber nicht di generation unterget, was nützt es dem menschen di ganze welt zu beglücken wenn er selbst in trauer zugrundget

ein freund monroes will eine biografi schreiben um iren tod als folge eines unvorsichtigen schlafmitteleigenusses zu erklären, niemand kann wissen ob es selbstmord war, aber gerade disie unvorsichtigkeiten sind manchmal deutlicher als ein offenkundiger selbstmord... wi bei hemingway

Wenn der Tag schweigt und ein frühes Leuchten strahlt über die ersten Berge

oder du hörst ein frohes Lied

oder es rauscht im dunkeln Wald

oder Sonnenstrahlen fallen auf deinen Weg, durch Blätter und Geräusch und du atmetest den Duft später Blüten

so sag mir nicht:

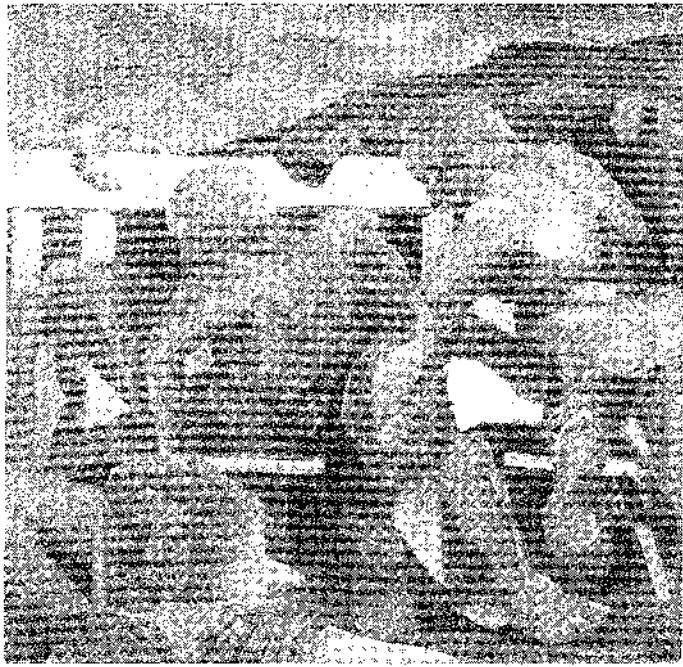
Ich bin froh, Ruhe nicht aus im kühlen Moos, Schau nicht den ziehenden Wolken nach.

Wie zerrissene schwarze großmaschige Netze hängen sie zwischen den Bergen, Kohlenstaub und feuchte Asche sammelt sich in den Knoten.

Deine Hände möchten ruhen im Moos, Zwischen Zunder dürrer Geißt und erstarrten Krallen und doch nahe bei schleimigen blaßgelben Schwämmen denen die Wurzeln fehlen.

Horst, Weit

heribert olatzgumner (bonn)



die vertraute Gebärde und wäre sie noch so verstaubt und bliebe sie auch nur ein lares unverständliches Zeichen.

Die Ordnung die mich umgibt scheint aus früher Zeit doch das Gebälk ist morsch und nur groß überfücht seine Rippen sind starr kein Atem ist fühlbar kein Schlag des Herzens nur leblos verlogen deckt ab die einseitige Form den Raum engt ein und schließt aus weit hinaus und tort das Rauschen lebendiger Stürme ein Lichterspiel wie es froher nicht sein könnte und sonniger als die schönsten Wünsche in dieser Enge hier.

Es sind auch andre bei mir doch was soll es nützen sie sind gleich wie ich und ohne Hoffnung. Ihre Körper sind wie Teig und Wachs und krank ist die Farbe ihrer Körper. Oft scheint mir Bleidrähte hielten ihre Gelenke zusammen und der stumpfe Ausdruck ihrer kahlen Schädel macht mich bang. Sie sinnen auf Böses schwerfällig dumpf sinnlos ihr Tun ist ein drängender widerlicher Zwang und mir fällt ein, daß ich gleich bin wie sie.

Was nützt es wenn Engel sich mühen sie sind fern. Ich kann sie nicht sehn meine Augen sind tot ich bin der Gefangene meines eignen Verliebes alle Türen habe ich zugeschlagen und da ist auch kein Zaun den ich übersteigen könnte und kein Bote der Kunde brächte von draußen.

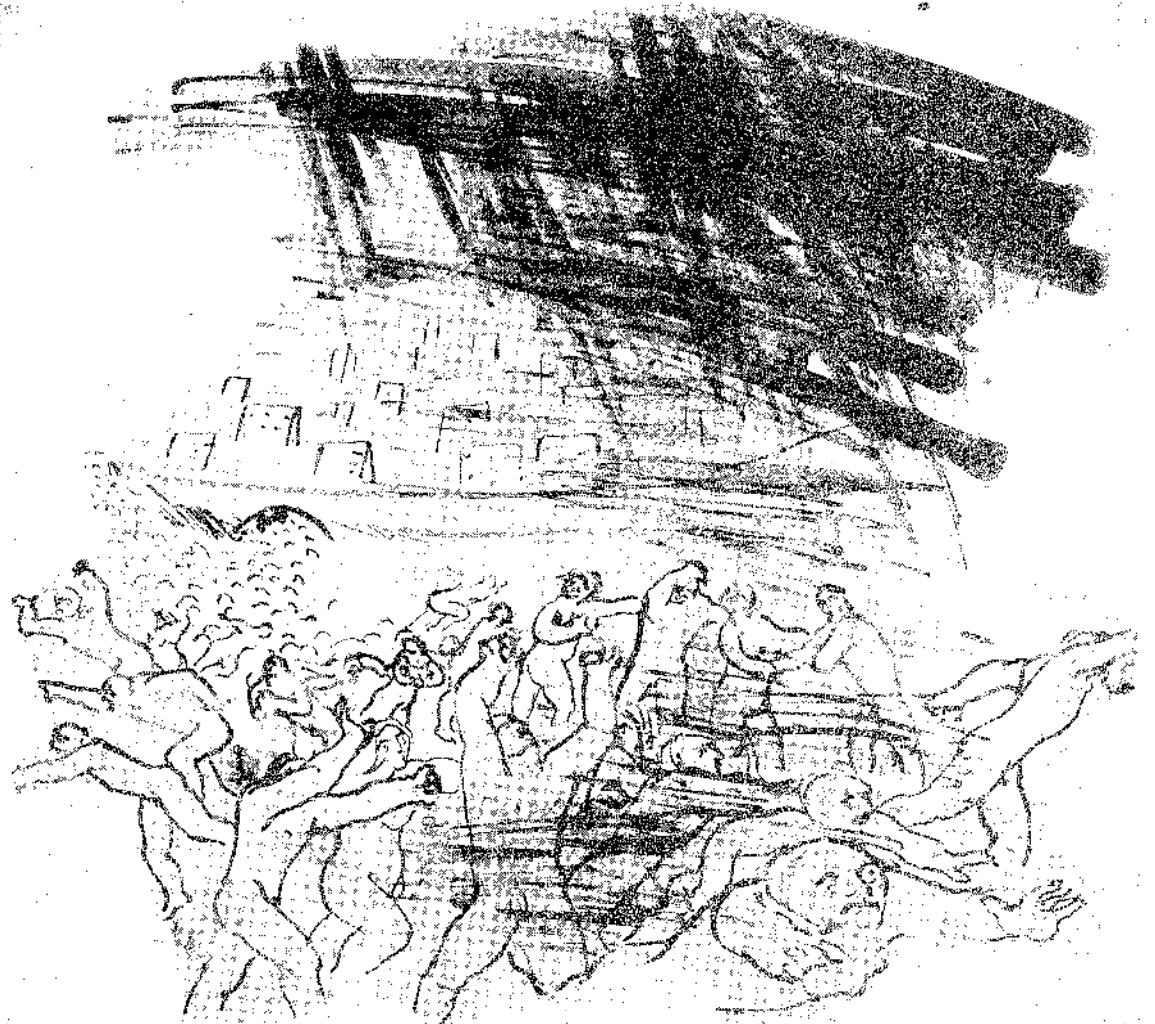
(Für jene, die mich suchen sollten: mein Platz ist in der linken, unteren Ecke des Bildes.)

Horst Weitz

Kein Vogel singt kein Hauch verweht kein freundliches Verweilen stiller Gedanken ließe mich hoffen auf einen Weg ins Freie. Ich möchte sie vergessen können vertraute Weisen ein Spiel umbehalten und süß den Dank ein scheues Versprechen und ein liebes Gesicht.

Alle Türen habe ich zugeschlagen. Wie sie schwer ins Schloß fielen, da

war kein Spalt und keine Klinker, die einen leisen Gedanken auf Ausweg und Flucht offengelassen hätte. Das schlimmste Gefängnis sollte verschlossen werden und klangen nicht die zufallenden Tore wie versunkene Glocken, die ihr Abschiedesein verkünden? Ich deutete den Schmerz das Aechzen der müden Flügel ihre Schwerfälligkeit auf meine Neigung das Gewohnte zu lieben



Die Unteren
Bild:
Rudi Compijor

Edoama und Gomorra
Lithographie:
Karin Weiponer

Diskussion

Die Meraner Hochschulwochen bieten alljährlich reichlich Stoff und Gelegenheit zur Diskussion. Im Anschluß an einen Vortrag ist es ja üblich, in größerem oder kleinerem Kreis eine Diskussion zu veranstalten. Das Beispiel der Meraner Hochschulwochen war naheliegend, doch diskutiert wird ja nicht nur bei irgendwelchen Veranstaltungen akademischen Gepräges, sondern aus hundert Anlässen, bei tausend Gelegenheiten, über hunderttausend Dinge. Man kann über ein Buch, über einen Philosophen diskutieren, über einen Film, ein Theaterstück, ein Gemälde, eine Lebenslage, über Recht, Gesellschaft, Religion, Politik, kurz „über Gott und die Welt“!

Und das wird auch reichlich getan. Ob auch immer, wenn zwei über ein bestimmtes Thema sprechen, eine Diskussion stattfindet, ist aber zweifelhaft. Selbstverständlich ist und soll auch nicht jedes (Zwie-)gespräch eine Diskussion sein. Zweifelhaft ist ja nur, ob auch jedes als Diskussion bezeichnete Gespräch wirklich eine Diskussion ist.

Es lohnt sich schon, einmal über die Diskussion nachzudenken. Ein paar Fragen genügen zur Verdeutlichung: was ist eigentlich eine Diskussion, was heißt diskutieren? Ueber was kann man diskutieren? Ueber was soll man diskutieren? Wie diskutiert man? Wer diskutiert?

Nehmen wir die etwas magere Auskunft eines großen deutschen Konversationslexikons (Meyers Lexikon, Leipzig 1925) zum Ausgangspunkt einer Antwort: „Diskussion: (lat.), Debatte, Erörterung durch Austausch verschiedener Ansichten“. Die Diskussion ist also ein Gespräch zwischen zwei oder mehreren Teilnehmern mit dem Zweck der Klärung eines Objektes durch das gegenseitige Mitteilen verschiedener Meinungen, Ansichten, Denkinhalte.

Kehren wir zur Frage nach dem Thema zurück. Es liegt wohl auf der Hand, daß die Gesprächspartner nicht über alles und jedes verschiedene Ansichten haben können und haben. Was für die Diskussionspartner als bewiesen gilt, die Diskussionspartner als bewiesen gilt, über welche sie gleicher Ueberzeugung sind, kann sinnvollerweise nicht zum Gegenstand einer Diskussion werden. Eine Diskussion ist nur dann sinn- und wortvoll, wenn sie ein

Objekt hat, das verschieden aufgefaßt und ausgelegt werden kann, bezüglich dessen man eben verschiedene Meinungen hat.

Hier erscheint wieder eine Frage: was ist eine Meinung? Nach Kant heißt „meinen“ mit Bewußtsein sowohl subjektiv als objektiv unzureichendes Fürwahrhalten! Die Meinung ist also von der Gewißheit weit entfernt. Nun heißt es im allgemeinen: Meinungen sind zu respektieren! Gerade in einer dem Ideal der politischen Freiheit hingestalteten Gesellschaftsform verlangt man die Achtung der Meinung des anderen. Daran wollen auch wir nicht rühren, aber wir wollen rühren an der „Meinung“, daß eine Meinung etwas Unumstößliches sei, etwas was nicht angezweifelt werden darf, etwas das nicht in einer Diskussion geläutert werden kann. Der Unterschied zwischen Meinung und Behauptung ist oft leider gar nicht bewußt. Unsere Meinung gewinnt erst dann an Wert, wenn wir uns mit ihr der Diskussion stellen, somit die Wahrheit über den Gegenstand zu suchen bemüht sind, über den wir nur eine Meinung haben und uns auch der Wahrheit nähern oder gar sie erringen.

Wir sehen aber nun auch ein, daß nur derjenige, der gut oder wenigstens teilweise unterrichtet ist über das Gesprächsthema, zur Findung der Wahrheit beitragen kann und also sinnvoll an der Diskussion teilnimmt. Der andere mag im Falle lieber zuhören und seine etwaigen Behauptungen revidieren.

Diskutieren kann man also über alles, worüber tatsächlich verschiedene berechnigte Meinungen vorhanden sind. Das Gebiet der als Objekte für eine Diskussion in Frage kommenden Themen ist demnach unendlich groß.

Die vielleicht befremdend klingende Frage nach der Pflicht zur Diskussion findet einmal ihre Antwort in der Fülle der in drohender Menge täglich auf uns einströmenden ungelösten Probleme, zweimal in der Tatsache der Verantwortlichkeit eines jeden einzelnen. Diskutieren also, mit der unerläßlichen Voraussetzung der Unterrichtung und des Nachdenkens, soll man über alle die Probleme, deren Lösung für das Wohl der Menschen unbedingbar ist. Ein Beispiel: die Politik! Die Teilnahmslosigkeit, die Gleichgültigkeit gegenüber der Politik, hier aufgefaßt als verantwortungsbewußtes, ehrliches Bemühen um positive praktische Einwirkung nach bestem Wissen und Gewissen auf die menschliche Gesellschaft, hat eine geradezu tragische Verbreitung.

Freilich wird das Ergebnis der fruchtbaren Diskussion zweier oder mehrerer, sagen wir „Privatleute“, über die weitpolitische Lage nicht sofort einen merkbaren Einfluß auf diese Lage zeitigen. Aber das heißt noch lange nicht, daß dieser Einfluß ganz und gar fehlt oder vielleicht

gar unmöglich ist. Er ist sicher vorhanden!

Wie diskutiert man? Nicht jedes als Diskussion bezeichnetes Miteinander-Sprechen ist schon Diskussion. Wenn schon zum bloßen Gespräch das Hören nötig ist, um so mehr bei der Diskussion. Der alleinige Empfang der vom Gegenüber erzeugten Schallwellen ist kein Zuhören. Zuhören heißt auf Konzentration gebautes bewußtes Auf- und Annehmen und zwar solange, bis volles Vernehmen erreicht ist. Zu einer Diskussion gehört also nicht nur das Sprechen, sondern auch das Hören. Sie besteht aus einer mehr oder weniger langen Kette von Sprechen und Hören, wobei jedesmal die Vorzeichen gewechselt werden. Fortwährend muß dabei natürlich das Ziel, der Sinn der Auseinandersetzung im Auge behalten werden. Die Diskussion darf niemals Selbstzweck, muß aber immer nur Mittel sein.

Das Ergebnis der Diskussion kann dann etwas Neues sein, oder aber sich mit den anfangs vom einen oder anderen Partner gemachten Äußerungen decken.

Eine weitere, gerade in einer Zeit der Begriffsverwirrung wichtige Bedingung für das Gelingen einer Diskussion, ist die Klarheit der verwendeten Begriffe. Wo diese Klarheit fehlt, muß jeweils eine Definierung, eine Klärung erfolgen.

Schließlich muß jeder Teilnehmer seine Äußerungen, sein „Sprechen“ auf die Fähigkeiten der anderen abstimmen. Mit anderen Worten: wenn einem Lehrenden nur Lernende gegenüber sitzen, ist eine „Diskussion“ meistens nur ein Fragen nach Erläuterungen, nach besserer Erklärung. Jeder Teilnehmer muß gewisse Voraussetzungen haben und das Niveau der Diskussion muß so gehalten werden, daß eben (möglichst) jeder folgen kann.

Die Diskussion ist vergleichbar einem Spiel. Jeder Teilnehmer muß sich an gewisse Regeln halten. Wenn diese Regeln verletzt werden, wird aus dem Gespräch leicht ein großes Gerede.

Die Diskussion ist ein heikles Instrument, das zu beherrschen gelernt sein will. Sie ist ein Mittel zum gemeinsamen Auffinden der besten Erkenntnisse, der besten Lösung einer Fragestellung. Sie soll ein Gespräch sein in liebender Kommunikation, bei dem jeder dem Gegner seine Waffen ausliefert, frei nach Karl Jaspers gesagt.

Dem Studenten kann nicht genug empfohlen werden, mit anderen zu diskutieren, mit anderen zu sprechen und andere zu hören; in Gemeinschaft mit anderen Suchenden zu suchen nach Erkenntnissen, Lösungen, Zielen, Wegen, mit einem Wort: nach Wahrheit!



film

ein akademiker so den film so: im film sit man nur fotos von menschen, aber auf der büne sit man si mit fleisch und blut. das ergreift vil stärker. der mann ist offensichtlich ein feinschmecker der beim schauen auch noch etwas seen will.

di ursachen dises groben mißverständnisses sind leicht einzuseen wenigstens di wichtigsten. kurz gesagt: der film ist ein unbekanntes ding. der film kommt aus dem ausland. in als neues kunstmittel. anzuerkennen weigert man sich. nicht immer ist di geschichte einer sache zum verständnis so wichtig wi beim film. man kann an panzerkreuzer potemkin noch nicht einsehen was der film will. aus der risigen literatur über den film ist in süd-tirol so gut wi nichts bekannt außer ein par taschenbücher. dise reichen bei weitem nicht hin; das gebit ist vil zu weit und zu schwirig. große filme große regisseure sind maezu unbekannt und wenn ein großer film kommt findel er keine aufnahme. was nützt es hiroshima mon amour zu spielen wenn ein ganzer sal sich an der abgebrochenen liebesgeschichte langweilt und niemand das wertvolle — di kameraarbeit und di bildermontage — schätzt. ist es denn wirklich so wichtig das wir citizen kane, kinder des olymp, susucht der frauen in deutscher sprache seen können? nein es ist das kleinste am filmübel in süd-tirol, es ist nebensache wi das wort im film nebensache ist. auch in der bundesrepublik sind di verleiftirmer selten di große filme — es ist eine verleumdung zu sagen, es gäbe nur wenige — im programm haben: atlas, kirchner, pegasus allenfalls noch. es hängt mit den einfur- und synchrobestimmungen zusammen. deutsch synchronisiert wird meistens in der bundesrepublik. vile kopien werden da nicht angefertigt, dise werden dann nacheinander im inland eingesetzt und im ausland wo man deutsch verstet (österreich schweiz luxemburg). italien sorgt natürlich für eigene synchronisation und di firmen sind daran interessiert daß dise kopien voll eingesetzt werden. da der filmmarkt ein geschäft ist wi etwa wein gilt hir das gesetz der konkurrenz und monopolstellung. dazu kommt noch daß di urheberrechte beim film in folge der vilzal der nitschaffenden onehin schon schwirig sind und noch ni richtig entschieden. das wird bei ausfuhr noch schwiriger. im produktionsland rechnet der verleiher mit den cinobesitzern ab und jener mit dem produzenten, allenfalls noch in jenen deutschsprechenden ländern, im übrigen ausland kann der film nur zu einem festpreis abgesetzt werden. di kosten für di synchronisation müssen abgerechnet werden, dazu muß bei einfur bedacht werden: auführungs- und importbeschränkungen und schließlich di zensur des absatzlandes. hinsichtlich diser bestimmungen sind wir bekanntlich den italienischen behörden verpflichtet. nun kann man nicht gerade sagen daß di bundesrepublikanische filmzensur vil liberaler wäre, das hat sich im falle viridiana dreckig genug geoffenbart. unbegreiflich ist vor allem daß italienische filme in deutscher sprache originalfassungen vorgezogen werden, es ist unverständlich. und weil dis so ist kann man das kein deutschsynchronisierter filme nicht als

mangel ansehen, es hat mit film nichts mer zu tun. überhaupt gilt der italienische film uns nicht vil, man kennt in nicht, man kann in im ausland fast leichter seen. es ist schade daß di italienische filmindustrie deren zentrum — cinecittà — eines der drei vil bedeutendsten ist so unbekannt ist. auf der kenntnis der italienischen filme di ja unter den wertvollsten neueren sind und für uns leichter erreichbar könnte man systematisch filmkunde aufbauen, etwa in der art eines seminars (ist angekündigt. das arbeitstema: presse und film läßt allerdings nicht di richtige auffassung hoffen)

was läuft so jeden tag in den städten und am wochenende in den dörfern? ein blick auf den film Spiegel in der tageszeitung genügt: heiterer und ernster klamauk aus österreich und der bundesrepublik ist so das gewöhnliche in den kinos wo meist deutsche filme laufen. es ist nutzlos titel zu nennen, man würde nicht fertig. besonders beliebt sind filme nach ganghoferromanen gedret. man könnte am unterdurchschnitt und durchschnitt eine soziologi des süd-tiroler publikums aufstellen. eine ganz bestimmte gruppe schätzt heimat- und försterfilme und andere schmusfilme, dazu gehören etwa noch aufgewärmte operetten. eine andere gruppe bundesdeutsche problemstücke (verbrechen nach schluß); di „high society“ und di italiener bevorzugen gangsterfilme krimi guten durchschnitt; aus schweden england frankreich italien vor allem usa, di italiener mögen gerne dise kleinen anspruchslosen oft ein bißchen traurigen italienischen filme, meist get dise gruppe der schauspieler wegen ins kino; wildwester sind nur von den pfadfindern gefragt, schade — so unwar di handlung so verblüffend ist oft di regi- und kameraarbeit. dann di große gruppe di zu kriegsfilm herbeiströmt „so wars“ „da war ich auch“. erfurcht vor dem was dise männer mitgemacht haben, aber dise filme laufen im grunde auf verherrlichung des militarismus hinaus; gute kriegsfilm (nobi, ballade eines soldaten, di brücke, jenseits des reines, la grande guerra, wenn di kraniche zien) seen anders aus. alle seen einen film des stoffes wegen oder der schauspieler wegen an. schließlich gibts noch ganz gescheite di den spülfilm als mätzchen ablenen und auf den kulturfilm schwören weil si dabei etwas lernten. man wirts ihnen nicht ausreden können. man lasse ihnen den kulturfilm als ersatz für di volksschule. der arzt von stalingrad war überall ein großer erfolg. es sei der film schlechthin, dise meinung ist gar nicht so selten. nicht daß man manchmal zu einem klamauk get ist betrüblich sondern daß man meint der klamauk sei alles; da bleiben dann di beiden gefährlichen möglichkeiten: entweder den klamauk schön zu finden oder den ganzen film für klamauk zu halten. man wird mit leuten di sich wi kinder auf di frage versteifen ob das war ist (ä. h. passirt) sowiso nicht über kunst reden können. ernst nemen in süd-tirol den film nur di welche mit erziehung zu tun haben. man hält vil von seiner wirkungskraft auf di masse und di noch zu erziharen den man deshalb beobachten muß, den man aber auch gebrauchen könnte (dise auffassung ist weithin auch di der kirchen). ihm als selbständige kunstgattung anzuerkennen ebenbürtig etwa der

dichtung davon sind di meisten weit entfernt. trotzdem muß dis immer wider gesagt werden, der film ist kunst, ja sogar di kunstgattung unseres jahrhunderts. aus dem technischen fortschritt geboren, durch di technischen erfindungen gefördert wird er am besten den zeitgeist diser epoche auszusagen vermögen und er kann es. presse und film — ist der film hir mer wert als eine zeitungreportage? für di breite öffentlichkeit ist der film eben dis: eine neue form problem abzuhandeln zu beleren und zu informieren. Warum sagt man nicht presse und dürrenmatt? si wissen nicht daß diser film nicht nur la dolce vita. wir sind alle mörder, di warheit ist sondern noch mer citizen kane, wilde erdbeeren, nashomon, letztes jar in marienbad, la notte

wi kann man das filmniveau in süd-tirol heben? solange ein solches programm läuft ist nichts zu hoffen. solange kein besseres verständnis da ist kann man kein besseres programm zeigen. wer macht hir den anfang? er wurde schon gemacht. ein meraner und ein bozner kino haben eine filmkunstwoche durchgeführt mit großen filmen aus aller welt. in meran lif das sibte sigel bevor man in der bundesrepublik etwas von im wußte (ein lob dem meraner kino und dem italienischen filmmarkt). allerdings nicht beachtet; etwas hart ausgedrückt wer der erfolg: ein par begannen zu anen was film ist. ähnlich ist es mit dem schmaifilmfestival in meran. er ist gut beschrift. der widerhall im publikum ist schwach. was für den film überhaupt gilt auch hir: mit preisen allein hält sich kein film, es muß zu einem echten filmverständnis kommen. daß es dahin bei uns noch weit ist zeigen neben den programmen und der tatsache daß film mit presse verwehelt wird auch di filmbesprechungen di in der zeitung abgedruckt werden. wenn man abdruckt dann doch etwas kluges und besonderes. aber jedesmal wenn verbrechen nach schluß anläuft wird das gleiche darüber gesagt wi seen die besprechungen aus? zum film wird nichts gesagt aber zu den farbaufnahmen, dann zur handlung und hauptsächlich zur religiösen einstellung und moral, unter umständen noch zur schauspielleistung. da wird etwa bemängelt daß in zweimalzwei im himmelbett di kamera in langweiligen hotelfluren umherwandere aber man lobt daß das heikle tema zierlich dezent abgehandelt worden sei; waldrusch zeige herrliche naturaufnahmen, im kammerlustspiel ganz teater helden sei di freie natur zukurz gekommen. gute und vor allem große filme werden grundsätzlich dem findigen publikum überlassen. kritiken haben nicht nur den zweck zu loben oder zu verdammen sondern zuerst auf etwas neues oder überseenes aufmerksam zu machen. wird dennoch einmal ein großer film angefaßt dann sit das so aus: bergmann spezialist für nordische schauerromantik... wir raten ab!

das filmprogramm in Süd-tirol kann nur geheilt werden wenn mer leuten gesagt wird was film ist. wenn di gute film-literatur zugänglich wird käufflich aber auch in öffentlichen und volksbibliotheken zugänglich und wenn man es über sich bringt di guten filme in italienischer sprache anzuschauen wi und wo man si kriegt. es ist verrückt und doch wäre es nicht zu vil verlangt ein fach filmwissenschaft einzuführen wi es in schweden dem land bergmans gemacht wird. dort plant man sogar einen levtul an der universität einzurichten. es wäre nicht zu vil. der film mit seinen technischen und zugleich dramaturgischen fortschritten wird einmal der mächtige gestalter des lebensgefühls sein. das naturwissenschaft und technik formen. nein es wäre nicht zu vil im schon jetzt neben der literaturgeschichte der geschichte der kunstgeschichte einen platz einzuräumen

heribert platzgummer (borm)

Die heutigen Meraner Hochschulwochen standen unter dem Generalthema: 1962 - Moderner Mensch in der Entscheidung. Im Folgenden werden einige Referate kurz behandelt.

Bewußtsein und Aufgabe der Moderne

Dr. Prof. Walter Warnach, Köln, behandelte im Eröffnungsvortrag dieses Thema in streng philosophischer Sicht.

Anknüpfend an Platon führte der Vortragende aus, wie die Selbstergreifung des Denkens bei den Griechen zum Schicksal des Abendlandes wurde. Es gehört zum Wesen des Menschen als Sinnenwesen, nach außen gerichtet zu sein; aber der Geist besitzt die Fähigkeit, sich in seinen eigenen Bewegungen selbst zu ergreifen. In dem Wissen um sich selbst erhebt sich der Mensch zur Würde, Subjekt seines Denkens, Wollens und Handelns zu sein.

In der Reflexion offenbart sich eine Erhebung des Menschen, aber auch die Gefahr einer Verkehrung, wenn er seine Freiheit der Macht der Reflexion preisgibt. Wo die Reflexion ungehindert ihr Werk der Selbstzerstörung verrichten kann, wird sie tragisch. Dies Schicksal ist in der Tragödie Nietzsches thematisch geworden.

Aber eine Absage an die Reflexion ist gleichbedeutend mit Schwäche, die sich dem Anspruch des Geistes entziehen will. Es gibt zwei Weisen der Abdankung des Denkens: 1. Der Irrationalismus des Mythischen, die Flucht ins Unbewußte, bedeutet die Preisgabe höchster menschlicher Möglichkeiten. 2. Der Rationalismus, der sich zum Richter aufwirft über alles Wissen, wird zur Unnatur, indem einzig der Verstand und dessen Gesetze anerkannt werden.

In diesem dialektischen Widerspiel zwischen Irrationalismus und Rationalismus steht der Geist als entmachteter Betrachter, der Geist bei sich selbst.

In der höchsten Form des reflexiven Bewußtseins ergreift sich der Geist nicht als neuen Inhalt, aber in seiner Offenheit, damit in seiner Entschlossenheit für das Anwesen des Seins. Hier offenbart sich die Freiheit des Geistes als Seinsgehorsam, als das sich Offenhalten für die Selbstoffenbarung des Seins. Jede Enthüllung des Seins ist Geschenk. Das Sein offenbart sich der Seele, die es liebt. Sollte das Sein Liebe sein? Gott ist die Liebe. Im Glauben liegt die Tendenz zur Irrationalität. Das Christentum aber begreift den Glauben als rationale obsequium; es erfordert die Mitarbeit des Geistes.

Was hat dies mit unserer Lebenswirklichkeit zu tun? Was ist die Aufgabe der Moderne? Jedes Schicksal ist als Schicksal zugleich Aufgabe. Wir brauchen den amor fati, die Liebe zu unserem Schicksal. Das Bei-sich-selbst-Bleiben des Geistes kann zum Unwesen werden; aber nur, wenn wir uns unserer freien Entscheidungsmöglichkeit beggeben.

Traditionsverfall

Mit der größten Schärfe beleuchtete Univ. Prof. Dr. Arnold Bergstrasser, Freiburg, die Krisensituation des heutigen Menschen in seiner Vorlesungsreihe über das Thema: „Geschichtlicher Traditionsverfall und modernes Krisenbewußtsein“.

Die Krise der Moderne kommt in drei Faktoren der heutigen Gesellschaft beson-

dors klar zum Ausdruck: 1. Die Politik ist heute im wahren Sinn des Wortes zur Weltpolitik geworden. Es gibt keinen Staat, dem etwa die weltpolitischen Spannungen zwischen Ost und West gleichgültig sein könnten. 2. Die Universalisierung der Eigenschaften der industriellen Gesellschaft dringt unaufhaltsam vorwärts. 3. Die Begegnung der verschiedenen Kulturen ist heute viel intensiver geworden.

Daraus ergibt sich, daß eine allgemeine Unsicherheit gegenüber der Ueberlieferung um sich greift; die überkommenen Werte werden in ihrer Verbindlichkeit für die Gegenwart in Frage gestellt. Das bringt eine rein historische Betrachtung der Vergangenheit mit sich. Man zweifelt an der Lenkbarkeit der als gefährlich erkannten technisch-gesellschaftlichen Entwicklung.

Es gilt sich ernstlich zu fragen, inwiefern der Mensch abhängig ist vom geschichtlichen Verlauf. Es ist unbestreitbar, daß er ein in die geschichtliche Kulturlandschaft eingebettetes Wesen ist. Der Einzelne muß eingebürgert werden in eine objektive Kultur als einen überindividuellen Schatz, der Erfahrung. Der Mensch muß aber über das bloß akkumulierbare Einzelwissen hinausgelangen zu einem Gesamtwissen, das wir als umgreifendes Daseinsverständnis bezeichnen können.

Der moderne Mensch hat es schwer, mit der Tradition positiv fertig zu werden, da sich der Schwerpunkt des menschlichen Interesses vom Heutgeschehen abgewandt hat hin zum Weltgeschehen. Das moderne Wirtschaftsdenken orientiert sich am maximalen Ertrag; die Entstehung der modernen Gesellschaft und des modernen Staates hängt zusammen mit dem Fortschreiten der Rationalität. Der Verlust des Geistig-Normativen führte zu den modernen Ideologien, welche nichts anderes sind als verabsolutierte Partialkonstruktionen.

Angesichts dieser Krisensituation darf sich der Mensch nicht zur Resignation verfallen lassen. Er muß sich vielmehr über die Faktoren der Krise Klarheit verschaffen. Zur Situationsanalyse muß aber auch die Prognose treten, d. h. die richtige Einsicht darüber, welche gesellschaftlichen und menschlichen Bedingungen auch in Zukunft gegeben sein müssen für das richtige Denken und Handeln des Menschen. Als Drittes braucht es den Entwurf, die entwertende Einbildungskraft und den festen Willen, die drohenden Gefahren durch vorbeugende Maßnahmen aufzuhalten. Das irreguläre Wachstum der Städte muß z. B. durch eine geordnete Planung gestoppt werden; die Vervorstädterung des Landes darf nicht ungeregelt fortschreiten. Technik und Industrie müssen einer vernünftigen Kontrolle unterstellt werden.

Die Gegenwartskrise bedarf zur richtigen Lösung nicht zuletzt der Konfrontierung mit der Ueberlieferung, welche, richtig verstanden, die Kristallisation der erprobten Daseinsweisheit ist.

Es ist nicht damit getan, daß die Krise intellektuell beleuchtet wird; der Mensch muß den Mut fassen, in den Abgrund der Krise hineinzustürzen. Wer gläubig den Sprung in den Abgrund wagt, wird die Kontinuität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erfahren.

Idee und Existenz

Univ. Prof. Dr. Erich Heintel, Wien, versuchte in seiner Vorlesungsreihe über „Idee

und Existenz“ zur Klärung der Krisensituation des heutigen Menschen beizutragen. Der Begriff der Idee ist ein Hauptmotiv der abendländischen Philosophie seit Platon. Der Begriff der Existenz hingegen hat erst in der modernen Philosophie größere Bedeutung erlangt. Zuerst können mit einiger Berechtigung Sokrates, Augustinus, Pascal und Kierkegaard als Vorläufer der existentiellen Philosophie gelten, aber erst Heidegger hat dem Begriff der Existenz einen Inhalt gegeben, worüber man sinnvoll philosophieren kann.

Die Idee ist im Zusammenhang mit einem falschen Idealismus in Mißkredit geraten, indem man darin nichts anderes ausgedrückt fand als ein „über den Wolken“ schwebendes Allgemeines, das keinen Bezug auf das Einzelne und die konkrete Situation hat. Prof. Heintel wies anhand einer Stelle des Dialogs „Phaidon“ nach, wie für Platon die Idee gar nicht in so unverbindlicher Ferne liegt, daß sie vielmehr die Konkretisierung des Einzelnen erst ermöglicht, als dessen innerstes Wesen und Motiv. Das Konkrete braucht notwendig die Affinität zum Allgemeinen, damit es das ist, was es ist. Es ist fröhlich so, daß der Mensch auch den Irrtum sich zum Motiv machen kann. So gibt es einen verirrteten Idealismus, der sehr klar zutage tritt in der Gestalt des Don Quixote. Dieser orientiert sich an einer der Vergangenheit angehörenden Wirklichkeit und setzt seine eigene konkrete Situation nicht in Rechnung. Er scheitert, weil er die Koinonia, die Bezogenheit zwischen Idee und konkreter Situation vergißt. Im Gegensatz dazu war es das Schicksal der abendländischen Philosophie, daß sie die Rückbeziehung des Einzelnen auf das Allgemeine im Sinne der Platonischen Anamnese vergessen hat. Unsere pluralistische Gesellschaft, der es so schwer fällt, sich nach allgemeinverbindlichen Normen zu verhalten, hat nicht zuletzt in diesem Verfall der Philosophie ihren Wurzelboden.

Der Mensch ist in die Natur gestellt, aber er geht in ihr nicht auf wie das Tier. Indem er sich seines Daseins bewußt ist, ergibt sich für ihn auch die Möglichkeit, sich zu motivieren und damit die Möglichkeit, sich frei zu entscheiden. Die Frage nach dem Sein kann nur gestellt werden, wo die Naturunmittelbarkeit durchbrochen ist. Das Dasein, das sich zum Sein so oder so verhalten kann, nennen wir Existenz.

Der Roman

Univ. Prof. Dr. Ernst Aiker, Freiburg-Schweiz, behandelte in seiner Vortragsreihe das Thema: „Ende oder Verwandlung des Romans?“ (Hier werden die literarhistorischen Vorbemerkungen, die vier Vorlesungen füllten, weggelassen, und eingehend die fünfte Vorlesung behandelt.)

Der Prozaroman, ein typisches Erzeugnis des bürgerlichen Zeitalters, erhielt den Rang einer eigenständigen literarischen Gattung erst in der Romantik. Hinsichtlich des modernen Romans, in dem die Diesseitigkeit des heutigen Menschen in pointierter Form zum Ausdruck kommt, herrscht vielfach ein Unbehagen. Die modernen Romane muten an wie schöne, etwas mühsam erbaute Häuser, prachtvoll aber nicht eigentlich bewohnbar.

Unter den Faktoren, die auf ein Ende des Romans hindeuten könnten, führte Prof. Aiker folgende an: 1. Der Roman vermag kaum mehr den überstarken Andrang der sich ihm anbietenden Stoffmassen künstlerisch zu bewältigen; die Substanz der Welt ist weiter geworden als die fast unbegrenzten Aufnahmemöglichkeiten des Romans. Es gibt z. B. keinen Roman, der das Gesamt des ersten Weltkrieges darstellte. Man vermißt auch den Roman über den Untergang des Habsburger Reiches. 2. Alle in Frage kommenden Themen sind schon oft und gründlich behandelt worden, so daß der Leser häufig schon im voraus weiß, wie sich die Handlung des Romans entwickeln wird. Thomas

Dieses Thema wurde für die Meraner Hochschulwochen 1963 vorgeschlagen. Politik, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Erziehung, Religion, Wirtschaft in Rußland und Amerika. Aus der Gegenüberstellung der Frage der gegenseitigen Beeinflussung und der bestehenden Gegensätze ergäben sich spannende und neue Perspektiven für die europäische Situation, die unter dem Einfluß dieser Polarität steht. Erkundigungen bei Hochschülern ergaben ein großes Interesse für dieses Thema.

Hochschulbericht Padua

Der Hochschulgruppe Padua gehören laut Statistik der Südtiroler Hochschülerschaft 33 Studenten an. Die Zahl derjenigen, die sich während des ganzen Studienjahres dort aufhalten, beläuft sich allerdings nur knapp auf zwei bis drei. Die Juristen haben die Majorität. Das bringt eine gut durchdachte Statutenregelung einerseits, viele hitzige und lange Diskussionen andererseits mit sich. Unter den Juristen sind fünf, die bereits ein Jahr an der Innsbrucker Universität studiert hatten und dort die rechtshistorische Staatsprüfung ablegten. Auf Grund eines Abkommens der Südtiroler Hochschülerschaft und der juristischen Fakultät der Universität Padua wurde ihnen diese Staatsprüfung bewertet, insofern ihnen sechs Prüfungen (vier Hauptprüfungen und zwei Nebenprüfungen) anerkannt wurden. Dieser Universitätswechsel gestaltet sich in diesem Falle vorteilhaft, zumal es sicherlich interessant ist, den Studienbetrieb einer österreichischen Hochschule kennen zu lernen, ohne daß damit der Nachteil des ganzen Studiums der Rechtswissenschaften im Ausland verbunden wäre. Ueber diese Nachteile wurde schon viel gestritten, sie sind aber meiner Ansicht nach für gewisse Berufsziele in sprachlicher und „mentalitätsmäßiger“ Hinsicht durchaus vorhanden. Seit dem Jahre 1960 hat niemand mehr von diesem Abkommen Gebrauch gemacht.

Der Kontakt der Hochschüler untereinander ist ziemlich intensiv. Man trifft sich nicht nur in den Vorlesungen, sondern auch zum Essen oder nach dem Essen. Das Verhältnis unter den Hochschülern wird außerdem weitgehend durch einen besonderen Faktor geprägt. Die Studenten teilen sich in zwei Lager, „Casa-Bewohner“ (Casa — Casa dello Studente — Studentenheim) und „Nicht-Casa-Bewohner“. Ein gewisser Konkurrenzkampf, der zum Studium anspricht, aber durchaus auf einer friedlichen Basis ausgetragen wird, charakterisiert diese Zweiteilung. Das Zentrum der Hochschulgruppe aber ist die „Bude“.

„Probleme der musikalischen Erziehung.“ Der Vortragende behandelte das Thema mit großer Gründlichkeit, indem er auch die geschichtlichen Hintergründe beleuchtete.

In der heutigen Zeit, wo die Schule in erster Linie der Vermittlung „verwertbaren“ Wissens dient, ist es notwendig, das musische Element, die Pflege zweckfreier Werte, in die Schulbildung einzuführen. Wo das vergessen wird, wird der Mensch allzu leicht auf seine biologischen und rationalen Kräfte festgelegt und der Gesichtspunkt der allseitigen Entfaltung der Person wird übersehen. Die zweckgerichtete Ausbildung wurde in früheren Zeiten nicht als die Hauptsache der Schule angesehen, und das musische Element schwebte nicht frei im Raum der Bildung, sondern stand

Diese Bude ist eine sehr vorteilhafte Einrichtung. Mit Hilfe des Südtiroler Kulturinstitutes war es möglich, diese Institution so auszubauen, daß wir nun eine Wohnung mit drei Zimmern, Küche und Bad zur Verfügung haben. Im Rahmen einer gemütlichen Feier wurden diese Räume im vorigen Jahre in Anwesenheit des Präsidenten des Kulturinstitutes vom Hochschulaebsorger eingeweiht.

Da in Padua wenig gesellschaftliche Veranstaltungen geboten werden, ergreifen die Kollegen selbst die Initiative und so ist die „Bude“ schon vielfach als Rahmen für gemütliche Kränzchen oder kleine Feste bekannt geworden. Auch das kulturelle Leben in Padua ist alles eher als repräsentativ. Es beschränkt sich auf einige wenige Konzerte und einige Theatervorstellungen im Jahr. Da bleibt nur der Film. Um hier eine bessere Auswahl zu treffen, hat die Hochschulgruppe ein Filmkomitee gewählt, das sich über die laufenden Filme orientiert und besonders gute Filme dem Kassier als beitragswürdig vorschlägt. Diese Orientierung richtet sich nach verschiedenen Probestimmen und auch nach persönlichem Urteil.

Wenn die Hochschulgruppe Padua in vielen Dingen auf die eigenen Füße gestellt ist, und die Gestaltung eines Studienjahres von der eigenen Aktivität abhängt, so ist sie doch nicht isoliert oder gar bedroht. Das Verhältnis zu den Professoren der Hochschule ist meist sehr gut. Die Südtiroler gelten im allgemeinen als fleißige, interessierte und gründliche Studenten. Auch die italienischen Kollegen erkennen sie voll und ganz an und sind in der Mehrzahl tolerant. Daß es zu Diskussionen kommt, ist keineswegs verwunderlich und hat auch seine positiven Seiten.

Die Tatsache, daß sich diese Hochschulgruppe gut entfaltet hat, ist Verdienst der Verbindungsmänner und Sekretäre, aber auch aller Studenten, denn gerade im kleinen Kreis kommt es auf die Mitarbeit eines jeden an. H. Egger

im klaren Dienst, das opus Dei zu ermöglichen, Musik war laudatio Dei.

Es geht heute nicht darum, daß jeder die klassischen Symphonien versteht, aber er muß wissen, daß sie mit unsere Kultur tragen.

Die moderne Musik bringt neue schwere Aufgaben für die musikalische Bildung. Der Anspruch, den die moderne Musik macht, darf nicht übersehen werden. Sie braucht allerdings ein System von Vermittlung, um sich im jungen Menschen realisieren zu können. Es ist für unsere Volksmusik von entscheidender Bedeutung, einen Anschluß an die moderne Musik zu finden. Wenn sie diesen Anschluß versäumt, ist sie in Gefahr abzusterben.

Josef Tics

Mann sagt dazu, es sehe so aus, daß auf dem Gebiete des Romans nur mehr das ankomme, was gar kein Roman mehr sei. 3. Das alte Zentralthema der Liebe zwischen Mann und Frau hat viel von seiner Faszinationskraft eingebüßt, da eine Reihe von geschlechtlichen Tabus abgebaut wurden sind und eine freiere Begegnung der Geschlechter sich angebahnt hat. Wer alles sagt, wirkt langweilig. Und langweilige Romane sind die größte Gefahr für diese literarische Gattung. 4. Durch die Psychoanalyse hat sich das Wissen auch des Durchschnittsmenschen über die Bereiche der menschlichen Seele wesentlich vermehrt, so daß die Aussagen des Romandichters oft als zu wenig tiefgehend empfunden werden.

Es gibt aber auch Anzeichen dafür, daß der Roman die gegenwärtige Krise überstehen wird. Bei Thomas Mann und Robert Musil finden wir z. B. den Versuch, der oft gut geglückt ist, essayistische Substanz in den proepischen Bericht einzupflanzen. Eine weitere Bereicherung des Romans ist die Erweiterung in Form von Sachbüchern. Es gibt ausgesprochene Sachromane. Sehr fruchtbar wirkt sich die sich anbahnende Synthese von Prosaepik und Geschichtsschreibung aus. Hierher gehören etwa die Romane „Der große Krieg in Deutschland“ von Ricarda Huch und „Tschuschima“ von Frank Thiß. Ein Regenerationsmittel der Prosaepik von innen her sind die neuen Aussageformen der erlebten Rede und des inneren Monologs.

Das größte Ereignis in der Geschichte des Romans des 20. Jahrhunderts ist der psychologische Roman „Ulysses“ des Anglo-Iren James Joyce. Darin werden in teilweise zynisch offener Form die Ereignisse eines einzigen Tages wiedergegeben. Ernst Robert Curtius sagt: „Das Werk von Joyce kommt aus der Empörung des Geistes und führt zur Zerstörung der Welt.“ Auch C. G. Jung sieht den Geist einer „schöpferischen Zerstörung“ in diesem Roman am Werk.

Die Romangattung ist auch in stofflicher Hinsicht nicht am Ende angelangt, solange die Welt so sündhaft und problematisch bleibt. Das Ende des Romans kommt erst dann, wenn seine seelengeschichtlichen Voraussetzungen wegfallen.

Kunst

Univ. Prof. Dr. J. A. Schmoll Gen. Eisenwerth, Saarbrücken, sprach über das Thema: „Das Bild des Menschen in der Kunst.“

Gegenüber der modernen Kunst beziehen die Menschen ganz verschiedene Stellung. Die einen sehen in ihr nichts als Verfall, die anderen halten sie für die tiefste Offenbarung der Zeit. Wer sich ausschließlich an der Kunst der Vergangenheit orientiert, muß der modernen Kunst eine Absage erteilen. Die Gestaltung des Menschenbildes in der Kunst Albrecht Dürers gründet auf einen großen Optimismus hinsichtlich der menschlichen Möglichkeiten. Es ist der Mensch, der sich ohne Einschränkung als Herr der Schöpfung fühlt. Der heutige Mensch ist sich in vieler Hinsicht fragwürdig geworden. Die moderne Kunst ist radikal abgerückt vom klassischen Kanon des menschlichen Körpers. Sie entlarvt den Menschen in seiner ihm nicht angemessenen Hybris und Fragwürdigkeit.

Es wird der modernen Kunst vorgeworfen, sie zerstöre das Bild des Menschen. Es ist aber wohl sinnvoller von einer Darstellung des Menschen zu sprechen, der vielschichtig und unsicher geworden ist, dessen Gestalt seine klaren Umrisse verloren hat.

Musikalische Erziehung

Prof. Dr. Felix Messerschmid, Rektor der Akademie für politische Bildung, Tutzing, sprach am 18. September über das Thema:

Sonne, Stierkämpfe, feurige Frauen (Andalusien und Flamenco) und eventuell noch Zitronen, nicht?

So ungefähr ist unsere Vorstellung von Spanien. Es war jedenfalls die meinige, womit ich freilich nicht allen dasselbe zumuten kann.

Die Dinge kamen anders, als ich sie mir vorgestellt hätte.

Ich hatte das Glück, durch eine zufällige Bekanntschaft mit einem spanischen Studenten, die ich in London gemacht hatte, mit seinen Eltern und somit mit dem spanischen Bürgertum in Berührung zu kommen.

Sein Vater war Arzt und führte mich sehr oft in die gesellschaftlichen Versammlungen in seinem Freundeskreis. Aber darauf will ich später zu sprechen kommen. Mich interessierte hauptsächlich das Universitätsleben, da ich für einige Monate ja daran teilnahm.

Die Universität von Barcelona (ich studierte dort an der philosophischen Fakultät, die einen eigenen Kurskreis für ausländische Studenten veranstaltet, die die spanische Sprache erlernen wollen) gleicht im wesentlichen den anderen europäischen Universitäten, vielleicht mit dem Unterschied, daß sie weniger international ist, was mir als eine Folge des Regimes erklärt wurde. Das Hauptgebäude liegt im Zentrum der Stadt; es ist gleich alt oder sagen wir altmodisch wie fast alle Hauptgebäude, die einmal Sitz aller Fakultäten waren und dann infolge der wachsenden Zahl der Studenten nur mehr für wenige Fakultäten Platz bieten.

Die philosophische und die juristische Fakultät haben noch dort ihren Sitz. Alle anderen sind an die Peripherie verpflanzt worden, wo jetzt die modernste Universitätsstadt Spaniens entsteht oder zum Teil schon entstanden ist. Diese Ciudad Universitaria besteht aus einem Konzern von Gebäuden, von denen jeweils eines ausschließlich für eine Fakultät bestimmt ist. Ich besichtigte die einzelnen Gebäude für Medizin, Technik, Chemie, Physik, Handel, Wirtschaft (Agrar, Bodenkultur) und war erstaunt, wie viel der Staat dafür geboten hatte. Außerdem entstand ein großes Sportfeld (campo deportivo) mit allen nur möglichen Sportarten, ausschließlich für Universitätsstudenten. Die Universitätsstadt breitet sich zu beiden Seiten der Prachtstraße Barcelonas, die offiziell Avenida del Generalísimo Franco, vom Volke aber La Diagonal genannt wird, weil sie die Stadt wie eine Diagonale durchschneidet, aus; dazwischen liegen Parks und Obstplantagen.

Das wäre die äußere sehr positive Struktur der Universität. Als ich am ersten Tage zu den Vorlesungen ging, konnte ich an einigen Wänden die Worte lesen: Libertad; queremos la libertad (wir wollen Freiheit). Es schien ganz dasselbe zu sein, wie an anderen Universitäten, wo die Studenten auch demonstrieren und genau dieselben Worte gebrauchen.

Später erfuhr ich, daß die Vertreter dieser studentischen Idee für sieben Jahre Zwangsarbeit verurteilt wurden. Man hatte sie alle ermittelt; es waren nicht viele; seitdem hielt ich die Obren offen; da hörte ich dann vieles. Niemand wagte es offen zu sagen, aber jeder wußte es: die Universität ist voller Spitzel. Es klingt ungläublich. In jedem Hörsaal sitzt wenigstens ein Spitzel, der den Professor in Schach zu halten hat. Das heißt, der Professor weiß oder vermutet es. Die Folge war und ist, daß er seine Worte in jeder Hinsicht zu überlegen hat und in der Politik nur eine Linie vertreten kann, die Francos.

Die Verhaftung der Demonstranten war ungefähr eine Woche vor meiner Ankunft

erfolgt. Ich war verwundert, als ich bald darauf beim Betreten der Universität von Staatspolizei (guardia civil) um den Ausweis gefragt wurde. Das wiederholte sich mehr oder minder regelmäßig all die Zeit, die ich an der Universität studierte. Für mich ungläublich, weil ich von der Universitätsfreiheit einen ganz anderen Begriff hatte; für die Spanier war das eine Selbstverständlichkeit, die sie mit verbitterter Ohnmacht hinnehmen mußten. Man sagte mir, das sei, weil die Polizei, was gleichbedeutend ist mit Franco, Angst habe vor Infiltration von aufrührerischen Elementen, darunter auch vor Ausländern.

Ich versuchte oft, mit Studenten über Politik zu sprechen, aber es gelang mir nie. Man schaute mich mißtraulich an; wahrscheinlich oder sicher vermutete man in mir ein Spitzel. Ich gab es auf, weil es aussichtslos war.

Die Folge davon ist wohl allen klar: die spanischen Universitäten (in diesem Sinne kann man sie alle miteinbeziehen) sind gewaltmäßig entpolitisiert; sie stehen unter dauernder Kontrolle von Staatssicherheitsorganen und jede nur kleinste Regung politischer Art wird im Keime erstickt und sehr streng bestraft.

Bevor ich auf den Grund dafür übergehe, möchte ich noch einiges über das Lehrsystem sagen.

Die Vorlesungen sind im allgemeinen sehr stark besucht, die Universitätsprofessoren als Fachkräfte gut; sie sind bestrebt, zur Heranbildung und Bildung der Studenten ihr Möglichstes beizutragen. Auch dafür gibt es einen Grund.

Und damit komme ich auf das Essentielle zu sprechen, auf das, was den Spanier erst zum Spanier macht.

Wie ich schon schrieb, erfuhr ich das von dem Arzt und seinen Bekannten. Es war seinerseits wieder ein Beweis, daß sie einem Ausländer viel mehr vertrauten als sich untereinander.

Wenn sie von Spanien sprachen, meinten sie immer das Spanien nach dem Bürgerkrieg. Das wunderte mich. Wir haben den Weltkrieg schon längst vergessen und rechnen ihn zur Vergangenheit, während der Spanier seinen Krieg (sie sagen immer la guerra nuestra "unser Krieg") nicht vergißt, ja ihn noch weiterkämpft.

Die zwei Fronten bestochen noch immer, sie haben sich eher vertieft, nur werden sie jetzt mit anderen Mitteln geführt. Barcelona war seinerzeit (von 1936 bis 1939) mit der ganzen Provinz Katalonien zahlenmäßig am meisten von den „Roten“ durchsetzt. Jetzt ist Franco bei ihnen noch immer der Verböcherer, der sie unterjocht hat. Aus den Beschreibungen, die ich von ihnen bekam, ist er ein Diktator schlechtester Kategorie; ein Tyrann, der jede Freiheit in seinen Dienst gestellt hat und damit für sich und seine Veteranen Geld scheffelt.

Daß sich die Diktatur sehr stark bemerkbar macht, zeigen die Vorfälle an den Universitäten. Er verfügt über einen zahlenmäßig sehr starken Polizeiparapparat, der das ganze Land unter Kontrolle hält. Es ist momentan praktisch unmöglich, Franco oder die Diktatur zu durchbrechen. Freilich ist die Folge davon, daß mit eben dieser Diktatur dem Volke systematisch die Möglichkeit geraubt wird, diese Art von Herrschaft loszuwerden. Das ist auch der schwächste Punkt des Universitätslebens: die Jugend bekommt keine oder eine absolut parteigebundene politische obligatorische Bildung, die ihr nicht die Möglichkeit läßt, sich für eine eventuelle Aenderung des Regimes und die Einstufung in die rund herum bestehenden Demokratien genügend vorzubereiten. Spanier haben mir gesagt: wir sind verdammt, immer diese Art von Regierung zu haben, weil wir nicht imstande sind, eine andere zu er-

kämpfen. Heute diktiert uns Franco, morgen ist es ein anderer, aber er wird gleich diktiert, nur einen anderen Namen tragen.

An den Universitäten wird dem Rechnung getragen: Man versucht, die Studenten mit soviel Allgemeinbildung gediegen zu machen, damit sie für eine Eventualität, später einmal intuitiv die richtige Führung ergreifen können, also Politik auf gut Gefallen erraten, aber nicht machen.

Die Diktatur wäre vielleicht zu ertragen, nicht aber die Armut, in der das Volk lebt. In Barcelona kommt sie nicht so sehr zum Ausdruck, weil Katalonien das reichste Land Spaniens ist. Auf der anderen Seite ist der Hafen und damit der Schmuggel, von dem ein großer Prozentsatz von Polizei und natürlich auch Arbeitern besser leben können.

Viele und große Teile Spaniens sind sehr unfruchtbar und schlecht bewirtschaftet. Die derzeitige Führungsschicht beutet das Volk aus, legt die Kapitalien im Ausland, vornehmlich in den USA und in der Schweiz an, läßt sie also nicht arbeiten, jedenfalls nicht das breite Volk. Man munkelt, daß Franco ungeheure Summen an schweizerischen und amerikanischen Banken liegen hat.

Das Volk ist sehr arm, aber es nimmt es nicht schwer, weil es um den Reichtum einfach nicht weiß oder darüber hinwegtäuscht wird. Gewisse Dinge, wie Lebensmittel, Unterhaltung (Kinos und Theater) sind sehr billig. Eine besondere Stellung nimmt der Fußball ein, der mit großem Fanatismus und mit viel Begeisterung die Gedanken des Durchschnittspaniers in Beschlag nimmt. Und das will der Diktator: daß sein Volk niemals Zeit hat zu denken; der Wein ist billig, das Brot auch, was will man mehr! Panem et circenses gibt es ausreichend. Demzufolge findet man im einfachen Menschen sehr selten ein Verlangen nach Politik, oder gelinder gesagt, das Verlangen, sich zu wehren. Daß er sich niemals im Leben ein Auto, eine Ferienreise oder eine halbwegs bequeme Wohnung leisten kann, darüber zu denken hat er keinen Anlaß. Das spanische Denken wird zentral gesteuert, mit viel Raffinesse, wo die Einführung amerikanischer Verweichlichung (Spielautomaten, Musicbox, gewisse thematische und problemlose Filme) eine ausschlaggebende Rolle spielt. Der reiche Onkel aus Amerika ist hoch verehrt, weil er um seine Dollars einfach alles billig bekommen kann und reichlich genießt, angefangen vom Wein bis zu der ungeheuren Anzahl von Geheimprostituierten. Als man mir das sagte, konnte ich es nicht glauben, aber ich sah es später alles an Ort und Stelle.

Eine große Rolle unter all dem spielt die Kirche. Spanien wird bei uns das katholischste Land Europas genannt. Ich versuchte dem auf den Grund zu gehen. Es ist statistisch zwar nicht erwiesen, aber es könnte stimmen; damit meine ich nicht die Religiosität, sondern die ungeheure Anzahl von Klöstern, Seminaren und die zahlenmäßige Stärke des Klerus überhaupt. Man sagte mir, daß Spanien etwa eine runde Million Klerus besitzt, das wäre grob gerechnet etwa ein Geistlicher auf 35 bis 40 Menschen. Etwas ungläublich; aber auch wenn man die Hälfte als richtig annimmt, immerhin noch ein Grund, an die bei uns bestehende Ansicht vom religiösen Spanien zu glauben.

Nun, die Religion steht in Spanien vollständig unter staatlicher Kontrolle und Obhut. Franco und seine Kardinäle, murmelt man.

Das Volk selbst, besonders die Jugend, gibt auf Religion nichts, viel weniger als bei uns; ich versuchte dafür die Gründe zu finden. Sie sind wie immer in Spanien politischer Natur: Franco hat sich im Bürgerkrieg auf die Seite der Kirche gestellt und ist mit ihr Sieger geworden. Die Kirche war schon immer stark, besonders durch die weltlichen Besitztümer. Jetzt ist sie es noch mehr, weil Franco doch ihr gegenüber seinen Dank erweisen mußte. Mußte,

B A U O R D E N

ist vielleicht das richtige Wort. Er ist ebenso von ihr abhängig wie sie von ihm. Wenn er fällt, fällt die Kirche auch und umgekehrt, so sagt man jedenfalls.

Wahr ist, daß das materielle Potential der spanischen Kirche ungeheuer groß ist, in den Augen des freidenkenden Spaniers viel zu groß.

Wenn man es von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, dann ist die Theorie, die ich öfters gehört habe, nicht falsch: Franco und die Kirche teilen sich Spanien, weil es einfach zu unfruchtbar ist, um das ganze Volk zu ernähren. Spanien ist wie ein Mantel, der zwei Personen zudecken soll; auf der einen Seite Franco und die Kirche, auf der anderen das Volk. Da der Mantel nun nicht für beide reicht, ist es klar, daß ihn nur einer tragen kann. Und das ist in Spanien gewiß nicht das Volk. Vieles ist daran wahr, vielleicht nicht alles.

Auch über die Kirche kann man nicht den Stab brechen, wenn ich auch oft den Eindruck bekommen habe, daß die Religion mit sehr viel Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit gehandhabt wird: einmal ging während des Meßopfers, dem ich beiwohnte, ein Priester mit einer brennenden Zigarrette durch die Kirche. In Spanien nicht einmal aufschreierend. Ich konnte die Grenzen auch bei anderen religiösen Feiern nicht erkennen: die österlichen Prozessionen gleichen viel mehr einem Faschingsumzug als einer Prozession. Berühmt ist die Marienprozession von Sevilla: sie dauert bis zu 24 Stunden, wobei die Madonnenträger unzählige Wein- und Stärkungspausen einschalten und regelmäßig am Ende betrunken sind. In Spanien eine Selbstverständlichkeit und Volksbegeisterung. Das alles wird mehr oder weniger von oben gefördert: der Untertan soll doch wissen, daß man ihm seinen Spaß nicht verderben will und daß er in solchen Dingen vollständige Freiheit hat; dafür aber darf er nicht frei denken!

Trotzdem hat die Kirche einen gewaltigen Einfluß, weil sie mit dem Regime in engem Kontakt steht und somit für den einzelnen von Vorteil sein kann. Sie vermittelt Posten, läßt studieren, gibt die Mittel dazu usw.

Vielleicht zeigt Spaniens Nationalwitz in seiner Art am besten, wie die Dinge liegen: Amerikaner und Russe treffen sich auf dem Monde. Verblüfft stehen sie vor einem dritten Menschen. Sie fragen ihn, wer er sei.

— Spanier —, ist die lakonische Antwort.

— Aber, Mensch, wie bist du nur auf den Mond gekommen, und das vor uns? —

— Das ist ganz einfach —, erklärt der Spanier, — wir haben eine Leiter gebildet: ein guardia civil (Polizist), ein cura (Geistlicher), ein guardia civil, ein cura, . . . —

Die meisten Dinge, die ich berichtet habe, sind nicht sehr positiv. Abgesehen von dem, was ich im ersten Satz angedeutet habe, bietet Barcelona und in gesteigerter Form Madrid und ganz Spanien eine Menge geistiger Werte, darunter die Literatur (Don Quijote steht beim Volke weitaus an erster Stelle), die Musik, die eine sehr wertvolle Folklore aufzuweisen hat, dann die Kunst, mit den tonangebenden modernen Malern und Architekten (Picasso, Sert). Barcelona ist reich an Museen. Es besitzt eines der wenigen Museen für Musikgeschichte und Instrumente usw.

Vieles von dem, was ich geschrieben habe, geht sicher nicht in den Begriff Hochschulbericht hinein. In Spanien jedoch ist alles so eng verknüpft, viel zu eng; und um das eine zu verstehen, muß man das andere wissen.

Die spanische akademische Jugend ist nach außen hin nicht so produktiv wie die durchschnittliche europäische. Aber sie ist sicher viel bereitwilliger und sehnt sich nach der Freiheit, die wir haben und nicht zu gebrauchen wissen. Sie verlangt nach dieser Freiheit viel mehr, als sie es zeigt, weil sie es nicht zeigen darf und weil sie von einem Regime, das wir nicht begreifen können, weil wir nicht Spanier sind, vergewaltigt wird.

H. Gallmetzer (Barcelona)

Heuer arbeitete ich zum erstenmal als Baugeselle beim Internationalen Bauorden und kann ehrlich sagen, daß dieses Unternehmen überrascht und überzeugt. Vor dem kurzen Bericht, wie ein Baucamp in der Praxis aussieht, soll einiges über Entstehung und allgemeine Funktion des Bauordens vorausgeschickt werden. „Aus der Notwendigkeit, Flüchtlingsfamilien beim Bau von Eigenheimen zu helfen, wurde auf Anregung von Pater Werenfried van Straaten O. Praem in den Osterferien 1953 bei Münster/Westfalen das erste Baulager des Bauordens organisiert. Es nahmen daran 15 Jesuitenschüler aus Gent (Belgien) teil. Durch ihren Einsatz entlasteten sie die Flüchtlingsfamilien und verringerten die Bauzeit. Ihr Beispiel machte Schule. Schon in der Zeit der Sommerferien 1953 konnte der Bauorden weitere Baulager einrichten, für die sich 600 freiwillige Helfer aus vier Nationen meldeten. Gegenwärtig organisiert der Bauorden jährlich jeweils in der Zeit der Oster- und Sommerferien in verschiedenen europäischen Ländern an etwa 80 Orten zwei- bis dreiwöchige Baulager mit 3500 bis 4000 Helfern aus vielen Nationen. Hieran kann jeder Junge zwischen 17 und 30 Jahren teilnehmen.“ (Aus „Informationen für Mitarbeiter des Bauordens“)

Das Hauptsekretariat hat in Löwen (Belgien) seinen Sitz, einzelne Büros finden sich in den jeweiligen Ländern wie z. B. Oesterreich (Bauorden, Wien XXI, Am Spitz 12, Tel. 37-II-33), Deutschland (Bauorden/Nikolaus-Ehlen-Siedlung/Worms-Horchheim, Keplerstr. 1), Postanschrift: 652 Worms/Rhein, Postfach 770), Italien (Soci Costruttori La Bellota-Istituto Padre Damiano Poncure-Piacenza/Tel. Piacenza 51110).

Der Transport der Baugesellen ins gewünschte Land bzw. Lager erfolgt durch eigene Autobusse. Falls der Geselle andere Verkehrsmittel benötigt, kommt der Bauorden für die Fahrtspesen auf. Südtiroler Baugesellen werden meist am Bahnhofsplatz von Bozen abgeholt.

Der Baugeselle folgt dem Rufe nach Linderung der enormen materiellen Not vieler Ostflüchtlinge, die unsere Flüchtlingslager in unaufhörlichen Strömen füllen. Freilich sind sie alle im Besitz der Freiheit, sobald sie den Westen erreicht haben, aber dieser Besitz kostet sie meist ihre ganze Habe. Also sie sind bei uns, sind freie Menschen — aber sie sind mittellose Menschen, die unsere Hilfe brauchen. Unser Bedauern und unsere mitleidigen Reden allein nützen ihnen nichts. Was sie trösten kann und worauf sie warten, ist unsere Tat. Diese Tat kann tausendfacher Art sein, wichtig ist, daß sie wirklich einsetzt. Eine Initiative von gewaltiger Tragweite gab Pater Werenfried. Ihm sind tausende gefolgt, zunächst allein auf seinen Ruf, bald aber allein aus Begeisterung für das Leben als Baugeselle. Wo nämlich die Jugend aus aller Welt sich mit dem gemeinsamen Ziele trifft, für einen Teil ihrer Ferien alles zu vergessen außer der Not der Brüder und bereit

ist, alle Kräfte herzugeben zur Bekämpfung derselben, da kann keine andere Atmosphäre herrschen, als die der inneren Freude, denn Freude ist unfehlbar Frucht der Liebe. Und wo die Freude an allem da ist, dort sind alle Bedingungen für die Möglichkeit eines Zusammenlebens erfüllt, Brüderlichkeit, Gemeinschaftssinn, Unterordnung und Bereitschaft

Ich kann mich noch gut erinnern, mit welcher Freundlichkeit mich die wallonischen Mitgesellen im Lager aufnahmen. Als ob wir uns immer gekannt hätten, schritten wir gleich am nächsten Morgen auf den Arbeitsplatz, alle im weißen Bauordenhabit, Spitzhacke und Schaufel auf dem Rücken. Die Kinder der Siedlung freuen sich, daß die Gesellen endlich da sind und begleiten uns ständig, als ob sie uns an den Zweck der Arbeit erinnern sollten. So wird der Tag keinem zu lange, die Arbeit ist alles eher als eine Last. Jeder will viel im Freien sein, braun werden und Kräfte zurückgewinnen, um die ihn die lange Zeit der Vorlesungen gebracht hat.

Der Baugeselle ist in erster Linie Hilfsarbeiter, muß sich also manche Belehrung gefallen lassen und zugeben, daß er in der praktischen Arbeit erst Anfänger ist. Das ist nicht immer leicht, aber es dient zur Demut. In der Küche arbeiten Baugesellinnen. Auch sie müssen stark zugreifen, denn unser Hunger ist nicht der der Schulzeit.

Neben aller Gemeinsamkeit bei der Arbeit ist die Freizeit nicht Privatsache des Einzelnen, wir bleiben immer zusammen. Für jeden freien Abend legt man dem Gruppenführer die Wünsche vor und einmal wird Fußball gespielt, ein anderesmal geschwommen; oft setzt man sich zu einem gemeinsamen Bier an einen Tisch und dann wird tüchtig gesungen. Dann sollen wir wieder zu einem Match mit dem Fußballklub der Siedlung oder der angrenzenden Bundeswehrrkaserne ausrücken und ihren Einladungen zum gemütlichen Abend Folge leisten. Auf diese Weise ist jeder Feierabend belegt und die Arbeit des Tages wird zum Spiel, wenn ein gutes Abendprogramm in Aussicht steht.

Wenn wir spät abends heimkommen, werfen wir uns in die Pritschen, plaudern weiter, der Witzhändler versucht noch manche Ware anzubringen, macht aber nicht lange Geschäft, denn der Schlaf packt uns. Zwar ist unser Schlafsaal kein Salon, sondern eine bunte Bude mit grobem Pflaster und zweistöckigen Betten — wir schlafen aber dennoch wie auf Permaflox und es hat sich nie jemand aufgeregt, wenn sein Nebenmann vor dem Einschlafen noch eine Zigarre aufqualmen ließ.

Der Morgen beginnt mit der Messe. Sie gibt jedem Tag neuen Sinn und erhebt unser Arbeiten aus dem Bereich des rein Humanen in die Sphäre der christlichen Caritas. In dieser Schau hat der Einsatz des Baugesellen hohen Wert und der Bauorden wahrlich doppelte Seinsberechtigung.

Robert Anbof (Trient)

REFORM

DER JURIDISCHEN FAKULTÄT

Neben den vielen Problemen, die allen Universitäten gemeinsam sind, hat man auch mit Recht erkannt, daß die juristische Fakultät den Notwendigkeiten der modernen Gesellschaft nicht mehr angepaßt sei und daß man endlich die Sturheit der 18 Hauptprüfungen und die allzu geringe Elastizität der drei Nebenprüfungen den neuen Ansprüchen anpassen müsse. Ein „Gegenmittel“ sollte der Pion Calasso — nach dem Namen des Dekans der juristischen Fakultät von Rom bringen, der aber wenig Anhang gefunden hat, weil sich in der Methode nichts Neues ergab und weil sie ebenfalls anachronistisch in der Struktur erschien.

Bereits im November 1958 wurde in inoffizieller Weise an den Sekretär ein Reformplan der Italienischen Hochschülerenschaft (U.N.U.R.I.) übermittelt, der sofort offen dagegen Stellung nahm und somit in ganz Italien lauten Protesten Anlaß gab. Erst im Februar 1960 wurde dann in inoffizieller Weise dieser Reformplan vom Ministerium an die Jurfakultäten mitgeteilt, auf daß die Consilien innerhalb des 10. März des letzten Jahres ein Urteil darüber abgäben. Der weitere Weg dieses Entwurfes ist nicht bekannt und es bleibt nun zu befürchten, daß mit einem Gesetzesdekret auf ähnliche Weise vorgegangen wird, wie es auf der Agrarfakultät vor einigen Jahren geschehen ist. An der Untersuchungskommission haben teilgenommen: Antonio Segni, Francesco Calasso, Raffaele Ciasca, Raffaele Costa, Giuliano Vassalli, Francesco Maria Vito, altes Universitätsprofessoren für Rechts- oder Handelswissenschaften.

Erstes Biennium

(allgemeine Propädeutik):

Rechtsphilosophie
Römische Rechtsgeschichte
Einführung in das Römische Recht
Geschichte des Italienischen Rechtes (Biennal)
Einführung in das Öffentliche Recht
Einführung ins Privatrecht (Biennal mit 2 Prüfungen)
Einführung ins Strafrecht
Einführung ins Prozeßrecht
Verfassungsrecht
Volkswirtschaft
Finanzwissenschaft

Zweites Biennium:

6 obligatorische Fächer allen gemeinsam
Bürgerliches Recht
Arbeitsrecht
Handelsrecht
Strafrecht
Verwaltungsrecht
Völkerrecht

Plus eines der vier Ausrichtungen nach Wahl:

Verwaltungsrechtliche Ausrichtung

— obligatorisch
Zivilprozeßrecht
Verwaltungsprozeßrecht
Finanzrecht
Staatskirchenrecht
Staatskontabilität
Statistik
Plus zwei nach Wahl von:

Verwaltungsrecht, 2. Kurs
1 zweiter Kurs des Bürgerlichen Rechtes
1 zweiter Kurs des Strafrechtes
Verwaltungskunde
Geschichte der Verwaltungsphilosophie
Strafprozeßrecht
Konkursrecht
Allgemeine Buchführung
Psychologie

Geschichtliche Ausrichtung

— obligatorisch
Römisches Recht (biennal: 2 Prüfungen)
Gemeines Recht
Kirchenrecht
Plus vier nach Wahl wovon 2 von:
Exegesen aus den Quellen des Römischen Rechtes
Exegesen aus den Quellen des italienischen Rechts
Byzantinisches Recht
Recht der östlichen Mittelmeerländer
Jur. Papyrologie
Mohammedanisches Recht
Plus 2 geschichtliche Unterrichtsfächer der Sprachakademie oder der Staats- oder Handelswissenschaften.

Wirtschaftliche Ausrichtung

— obligatorisch
Statistik
Finanzrecht
Wirtschaftspolitik
Staatskontabilität
Wirtschaftsgeschichte
Einführung in die Mathematik für die Wirtschaft
Plus 2 nach Wahl von:
Internationale Wirtschaftspolitik
Wirtschaftsstatistik
Finanz- und Aktuarrecht
Landwirtschaftspolitik
Demographie
Ekonomie
Transportwesen
Versicherungsfinanzwesen
Vergleichendes Staatssteuerrecht
Soziologie
Industrierecht
Verwaltungswissenschaften
Eine Fremdsprache

Richterliche Ausrichtung

— obligatorisch
Römisches Recht
Zivilprozeßrecht
Strafprozeßrecht
Finanzrecht
Staatskirchenrecht
Gerichtsmedizin
Plus zwei nach Wahl von:
Gemeines Recht
Kirchenrecht
1 zweiter Kurs des Bürgerlichen Rechtes
1 zweiter Kurs des Strafrechtes
Verwaltungsprozeßrecht
Konkursrecht
Betriebsrecht
Agrarrecht
Schiffahrtsrecht
Vergleichendes Privatrecht
Hüttenrecht
Geschichte von internationale Verträgen
Geschichte der Staatsphilosophie
Psychologie

Gewisse schwerwiegende Mängel dieses Gesetzentwurfes sind auf den ersten Blick hin festzustellen: Mangel in der fachgemäßen Anordnung zwischen Rechts-, Handels- und Staatswissenschaftsfakultäten; Erhöhung der Gesamtanzahl von Prüfungen (von 21 auf 25) bei gleichbleibenden vier Studienjahren; Nutzlosigkeit der Vierteltung, wenn das Enddiplom (das Doktorat mit wissenschaftlichem Charakter) bleibt nur dem, der sich weitere zwei Jahre monographischen Studien hingibt, vorbehalten) den gleichen beruflichen Wert findet, ohne Unterschied in Anbetracht der gefolgten Richtung; beinahe keine Elastizität in der Wahl der Materien; Fruchtlosigkeit der vier Ausrichtungen; allzu geringer Unterschied zwischen den Ausrichtungen; Berücksichtigung von Fächern, die nichts mit dem Recht zu tun haben; ungerechtfertigtes Fehlen einiger Materien; allzu dürftige Behandlung der historischen Ausrichtung in Vergleich zu den anderen (jeder der in Italien studiert, weiß, in welcher Weise die Exegesen der Quellen und ähnliches behandelt werden).

Die Befürchtungen wegen einer Durchführung dieser Reform bleiben immer noch berechtigt, während, wie eine genaue Nachfrage ergeben hat, die Effekte nicht rückwirkend wären auf diejenigen, die ihr Hochschulstudium schon begonnen haben. Das Positive dieses Entwurfes könnte lediglich darin liegen, daß man bestrebt ist, endlich den Juridischen Enkizipädismus aufzugeben, um nach dem propädeutischen Biennium in freier Wahl sich erschöpfend dem Zweig zu widmen, der nach juristischen Aspekten und eigenen Interessen als der geeignetste erscheinen könnte.

Herald Klewein

Hochschulgruppe Innsbruck

Es ist uns bis jetzt noch nicht gelungen, den Stand der Südtiroler Hochschüler in Innsbruck zahlenmäßig genau zu erfassen. Mit Eurer Hilfe wird das nun leichter möglich sein, da wir durch das Entgegenkommen der Rektoratskanzlei die Möglichkeit haben, bei der Inskription Formulare der Südtiroler Hochschülerchaft, Hochschulgruppe Innsbruck, aufzuzeigen. Meldet Euch bitte bei der Inskription als Südtiroler und gebt die ausgefüllten Formulare mit dem Meldungsbuche wieder ab.

Maturant, quo vadis? An die Alpenuniversität? Solltest Du Dich für Innsbruck entschieden haben, so wisse, daß es hier eine Hochschulgruppe der Südtiroler gibt. Du findest bei uns ein gemeinsames Verantwortungsbewußtsein, aus dem heraus wir unsere praktische und theoretische Arbeit gestalten; die Pflege der freien Rede und der Diskussion der aktuellen Tagesfragen; das Streben zu einer individuellen weltanschaulichen Meinungsbildung; das Bemühen jedes einzelnen in unserer Gemeinschaft zu Verantwortungsbewußtsein; auch gesellige und sportliche Veranstaltungen, um das Zusammengehörigkeitsgefühl noch weiter zu stärken.

In unserem Programm sind wir also bemüht, jedem Einzelnen außerhalb seiner akademischen Disziplin persönliche Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten. Der Geist und die Ideen, die wir als Mitglieder einer Hochschulgruppe auf Universitätsbene entfalten, dieser Geist und diese Ideen spiegeln jetzt schon unseren Willen zur verantwortungsbewußten Zugehörigkeit zu unserer heimatlichen Tradition und zu unserem Volke wider; heute als Student, morgen als Akademiker in der Heimat.

Der Verbindungsmann

Hans Baermann

Adressen des Vorstandes

- Hansjörg Kucera, Präsident, Bozen, Egger-Lienz-Straße 11; Innsbruck, Schießstandstraße 3, bei Köfler.
- Klaus Gruber, Vizepräsident und Referent für innere Vereinsangelegenheiten, Bozen, Grieserplatz 13/II; Innsbruck, Mühlau, Deutsches Heim 14.
- Josef Tics, Referent für die Meraner Hochschulwochen, Ahornach Nr. 34, Sand in Taufers; Innsbruck, Gaswerkstraße 6/rechts, b/Dolceal/Greif.
- Helmut Gädner, Sozialreferent, Bozen, Obstmarkt 37; Wien I, Judengasse 11/II/III/12.
- Hansjörg Schwienbacher, Referent für Interessenvertretung, Mitterlana 156; Rom, Via Nomentana 421.
- Heinz Callegari, Finanzreferent, Bozen, Claudia-Augusta-Straße 107/a; Venedig, S. Polo-S. Stin 2355/A pr. Perinazzo.
- Bruno Hosp, Referent für kulturelle, gesellschaftliche und sportliche Veranstaltungen, Klobenstein am Ritten, Bar Linder; Wien VIII, Stolzenthalgasse 17/17.
- Hans Wiclancr, Pressereferent, Schlanders, Pfarrplatz 59; Innsbruck, Tschurtschenthalerstraße 6/L, bei Jelinek.

Adressen des Aufsichtsrates

- Klauspeter Heiß, Brixen, Stufels 10; Wien XIX, Döbinger Hauptstraße 55.
- Oswald Hager, Bozen, Wangergasse 16; Innsbruck, Universitätsstraße 22.
- Leonhard Paulmich, Stills 109, Gornagoi-Vinschgau; Innsbruck-Hötting, Brandjochstraße 4/a.

Adressen der Verbindungsmänner

- Bologna:** Verbindungsmann und Kassier: Günter Eccel, Bozen, Weggensteinstraße 51.
- Bonn:** Verbindungsmann und Kassier: Sebastian Hellweder, Hohenzollernstraße 24; Taisten (Welsberg), Wiesen 25.
- Florenz:** Verbindungsmann: Willi Hofer, Bozen, Cadornastraße Nr. 13; Via Orti Oricellari 31 b/Biagini. — Kassier: Ernst Pobitzer, Via Montebello 52 b/Ghetti; Bozen, Drususstraße 78.
- Graz:** Verbindungsmann: Erwin Plattner, Neue Weltgasse 69, Lustbühl; Bozen, Cesare-Battisti-Straße 14. — Kassier: Hans Torggler, St. Peter, Petrifeldergasse 11; Meran, Carducci-Straße 22. — Schriftführer: Gerold Kerschbaumer, Wetzlesdorf, Karl-Etzel-Weg 27; Bozen, Freiheitsstraße 65/B/20.
- Bude:** Prokopigasse 1.
- Innsbruck:** Verbindungsmann: Johann Bachmann, Hohlweg 8; Welsberg, Ried 3. — Kassier: Adolf Spitaler, Hötting, Ignaz-Siegel-Straße 42; Eppan, Bergstraße 15. — Schriftführer: Karl Rainer, Pradl, Luterottistraße 6 b/Sokoll. — Bude: Rennweg 12e.
- Mailand:** Verbindungsmann und Kassier: Hans Egger, Via Legioni Romane 22/2 Griccioni; Bozen, Weingartenweg 34.
- Mannheim:** Verbindungsmann und Kassier: Paul Unterpertinger, Mannheim L 9. 6.; Terenten, Pustertal.
- München:** Verbindungsmann: Peter Mulser, 9, Pistorinistraße 30, Zimmer 1/Parterre. — Kassier: Alfons Gruber, 13, Isabellastraße 43 Lenhart.
- Padua:** Verbindungsmann: Toni Widmair, Via Marzolo 6; Mitterolang, Pustertal. — Kassier: Peter Prosch, Via Carlo Dottori 4; St. Leonhard 92, Brixen. — Sekretär: Ferdinand Willeit, Via Cavazzari 4; Trens 56, Freienfeld.
- Rom:** Verbindungsmann und Kassier: Hansjörg Schwienbacher, Via Nomentana 421; Mitterlana 156.
- Stuttgart:** Verbindungsmann und Kassier: Hans Aichner, Stuttgart/Wangen, Im Kornhasen 6; Rodeneck/Mühlbach.
- Venedig:** Verbindungsmann: Hans Hinterhuber, Frari 2630, Springmann; Bruneck, Graben - Hotel Rose. — Kassier: Otto Holzknecht, Campo S. Agnese 908/G Rosan; St. Ulrich/Ueberwasser.
- Wien:** Verbindungsmann: Gebhard Dejaco, Wien; Brixen, Elvaserstraße 44. — Kassier: Hansjörg Bergmeister, XIV, Beckmangasse 13 Schmid; Brixen, Fallmerayerstraße 4. — Bude: Wien I, Führigasse 10.

Offene Stellen

Dipl. Ing. für Hoch- und Tiefbau gesucht

Das Assessorat für öffentliche Arbeiten sucht dringend einen Dipl. Ing. für Hoch- und Tiefbau. Doppelsprachigkeit gefordert. Anschriften an Assessor Dr. Dalsäß, Landhaus, Bozen.

Krankenhaus Bozen

In der Chir. Abteilung Prof. Settini, Städt. Krankenhaus Bozen, ist eine Assistentenstelle frei. Sehr gute Bezahlung. Anschriften an genannte Abteilung.

Sanatorium in Meran

Junger Südtiroler Arzt mit Interesse für Stoffwechselkrankheiten als Assistent für ein Sanatorium in Meran gesucht. — Näheres in der Verwaltung der Südtiroler Hochschülerschaft.

Berufliche Betreuungsstelle

Die wachsende Anfrage der Südtiroler Unternehmen nach Arbeitskräften mit abgeschlossenem Hochschulstudium hat den Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft veranlaßt, in Zusammenarbeit mit dem Wirtschaftsstudien- und Sozialinstitut eine berufliche Betreuungsstelle einzurichten. Diesem Zweck entsprechend ist bereits an einen großen Teil der Unternehmer Südtirols ein Rundschreiben ergangen mit der Bitte, ihren künftigen Bedarf an Akademikern und Neodoktoren genannter Stelle mitzuteilen, die denn ihrerseits die Studenten an den einzelnen Hochschulorten davon in Kenntnis setzen wird. Dies soll in Form von Rundschreiben, die monatlich an die einzelnen Verbindungsmänner geschickt werden, geschehen.

Die Bedeutung einer solchen Einrichtung bedarf wohl keiner näheren Erläuterung, bedenkt man die immer stärker werdende Diskrepanz zwischen Nachfrage und Angebot offener Stellen.

Wo bleiben unsere Studenten nach Abschluß ihres Studiums? Gehört es zum guten Ton, irgendwo im Ausland unterzutauchen, obwohl die Heimat unsere Arbeitskräfte dringend brauche? Diese Fragen wären wert, einmal gründlich durchdacht zu werden.

Es ist anscheinend noch heute in Akademiker- und Studentenkreisen die irrierte Meinung verbreitet, Südtirol böte keine genügende Arbeitsmöglichkeit. Vielleicht scheut man auch vor der Mühe zurück, hier in Südtirol eine günstige Stelle ausfindig zu machen, weil sie einem nicht wie sonstwo aufgedrängt und genügend schmackhaft gemacht wird.

Die Südtiroler Hochschülerschaft faßt es als eine Verpflichtung der Heimat gegenüber auf, diese oben geschilderte bedenkliche Situation zu mildern, indem sie die ihr zur Verfügung stehenden Mittel voll ausschöpfen will. Freilich bleibt alles nur ein Versuch und die Initiative ist zum Scheitern verurteilt, wenn nicht die Kolleginnen und Kollegen in Zukunft von dieser „Institution“ recht regen Gebrauch machen.

Helmut Gädner

Bilder der Kunstausstellung

Die Teilnehmer an der heurigen Kunstausstellung in Meran werden gebeten, ihre Bilder im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20, II. St., abzuholen.

Die Dienstpflicht der Hochschüler

Mit der Veröffentlichung im Amtsblatt der Republik (Gazzetta Ufficiale) ist das zuletzt von der Verteidigungskommission des Senates beschlossene Gesetzdekret in Kraft getreten, mit welchem die Altersgrenzen festgesetzt werden, bis zu welchen Hochschüler aus Studiengründen einen Aufschub ihrer Wehrdienstleistung erlangen können. Die äußerste Grenze wurde für Studenten der Medizin und Chirurgie mit 28, für jene der anderen Hochschulfakultäten mit einer Studiendauer von mindestens fünf Jahren mit 27 Jahren festgesetzt. Diese Bestimmung gilt vorläufig bis 31. Dezember 1965.



Eddy v. Ferrari

Glockkapelle

Südtirol

Buchbesprechung: Josef Georg Oberkofler: Südtirol. Tyrolia-Taschenbücher 19, 91 Seiten.

Unter den in letzter Zeit veröffentlichten Büchern über unser Land nimmt das kleine Werk unseres Heimatdichters Oberkofler eine besondere Stellung ein. Wie in einer Sammellinse vereinigen sich Landschaft, Geschichte und Volkstum Südtirols, so wie sich in Südtirol „Straßen aus der Welt und aus der Geschichte vereinigen zu einem einzigen Tore: zum Tore in die Heimat Südtirol“. Damit ist schon angedeutet, daß sich der

Begriff Heimat bei Oberkofler nicht im geographischen Raum erschöpft.

Oberkoflers Sprache scheint geradezu den heimatlichen Wäldern und Bergen abgelauscht. Er schildert die Dolomiten: „Wie Riesensäulen versteinert Springbrunnen aus dem feuertobenden Innern der Erde schießen die Dolomiten gegen den Himmel, unbekümmert um den grünen Grasmantel und den zottigen Wald.“ Und an anderer Stelle spricht er vom „Reich der Dolomiten, dieser aufstürmenden königlichen Rebellen der Landschaft, dieser schroffen und stolzen Einzelgänger.“

In einem längeren Einleitungskapitel durchwandert der

Autor Berichte der Landschaft und des Volkes, entwirft vor uns das kirchliche und weltliche Brauchtum, welches alle Täler durchzieht, läßt geschichtliche Vergangenheit und Gegenwart sich die Hände reichen. Dann folgen einige Abschnitte, die den wichtigsten Talschaften gewidmet sind: dem Pustertal, Eisacktal, Burggrafenamt, Unterland, Vinschgau; überall schöpft Oberkofler aus dem persönlichen Erleben.

Josef Georg Oberkofler ist 1889 geboren; sein Blick ist mehr dem Vergangenen zugewandt. Hierin vertritt er Standpunkte, die wir nicht mit ihm teilen. Wir sind nicht seiner Meinung, wenn er schreibt:

„... dies Land verweigert sich der Maschine. Es wird ihre unbeschränkte Herrschaft niemals anerkennen, denn sie entvölkert Hüfe und Dörfer.“ Es ist ein großer Unterschied zwischen einem weitgehenden Einsatz der Maschine und ihrer unbeschränkten Herrschaft. Gerade die Möglichkeit, daß auch in unserer Landwirtschaft die Maschine erfolgreich eingesetzt werden kann, gibt uns die Hoffnung, daß unser Bauerntum eine Zukunft hat. Wir sind in unserer Stellung zur Heimat in mancher Hinsicht nüchtern geworden. „Heimat“, schreibt Oberkofler, „ist kein Tummeplatz der Wirtschaft und der Politik, sie ist das Reich des Herzens.“ Daß die Heimat ohne das Herz verarmt, leuchtet ein. Aber wenn die Wirtschaft und die Politik versagen, schlägt das Herz im Leeren.

Der Stil Oberkoflers ist geprägt von eben der Landschaft, die er schildert. Wie massive Steinquadern stehen die einfachen, schweren Hauptsätze da. Manchmal wirkt die Darstellung übersättigt und ermüdend. Man findet kaum ein Hauptwort ohne ein charakterisierendes Beiwort. Davon nur einige Beispiele: das glockenumklungene Brixen, höhenumkränzte Täler, balkengezimmerete Bauernhäuser, das heimatumschirmte Herz Merans usw.

Das Büchlein ist mit großer Liebe zur Heimat Südtirol geschrieben. Jeder, der es zur Hand nimmt, kann daraus lernen, welch inniges Verhältnis ein Mensch zu dem Flecken Erde gewinnen kann, das er seine Heimat nennt.

Josef Ties

Wortwechsel... Wortwechsel... Wortwechsel... Wortwechsel... Wortwechsel...

Sadistischer Beitrag und dargelegt an Hand eines sår offenen Briefes von Klauspeter Heiß.

Liber Platzgummerer!

Indåm ich Deinen Artigl über God und den Fieln mit viel Abschei und Bauchschmårzen gelesen und tief gekrånkt iber di habscheiliche Ferstimmellung inserner Sprache, muß ich Dir schreiben, daß solchene Artigl als wie Du schreibst gans unferschamt sind und fileicht iszt das bloß ein Mannsbild, wo thum daherrred und die Barthar lang sind aber der Ferstand is kurz.

„Was haben si orrungen? der knappe ist mit einem bekenntnis an das nichts gestorben“ -- das nämliche Ende wirsch; Du

nåmen mit deinige abscheiliche Neischrift.

Liber Platzgummerer, ich muß mit Schmårz bemergen, indem du forgibst die Schreibe genau nach dem Maul zu kratzeln, du ob aller Schreibe die Sprache gans ferdirbst und alles Gefil und alle Lürik, wo da sind.

Liber Platzgummerer, Du muß nicht klauben, das einer gescheit ist, wo man ihn da nicht ferståt und daß ich mir keine Sorgen nicht mache um di Schreibe, die da sår kombliziert ist wo du siest. Wan ich in der Fruh aufståh und dånke wie schön es wår mit diesern Schreibe wo nichtd mer kombliziert und auf nacht laßt mir überhaupt keine Ruh nichtd,

da ich keine anderen Gedanken nichtd hab, wie Du.

Aber seid Deine dekenerirten Ardigl habe ich überhaupt keinen Schlaf nichtd mer und pfilosofihre, daß mein Schbez, der Heilrigl, wol recht haben muß, der da so schön meint kastriert und Kastrat, nichtd nur iber die Sprache sondern auch den Auktor und seinigen Ferstand, der da nichtd ist.

Nimm es mir nicht über nichtd, aber i muß es dir schreiben, weil es mir keine Ruh nichtd laßt und dem Gåte und dem Schüller auch nichtd, di da so viel geschriben haben und leuder schon tod sind. Liber Horibert, ich libe dich ser und habe Mitfeid mi dir und deinigem Sprachgef; und deiniger Vorderung alles zu schreiben wie diejånigen, wo unsere Nachbarn auch sind. Da brotåstiere ich im Namen aller Sidtiroler Gschtuideren die da sind im Hin- und Ausland und bin beschåmt iber diesigen Schandleg in insriger Zeitung, der da laudet „-- hõere wirklichkeit zu seen? der naive sit das was der grubler nichtd zu seen vermag“ und schpäter wo da ståt „es

ist wol nur seine fantasi di in alles seen låßt“.

Liebe Sidtiroler Gschtuideren, es ist „die im“ eigentümliche fåigkeit di von mensch zu mensch verschiden“ und die wo das Schicksal oft sår ungeråcht ferteilt hat und manchen wol ganz fergåssen tut.

Liber Heribert, laß dich nicht betrieben wågen diser Fantasilosigkeit, di da ist, denn wi unerforschlich sind Goddes Wåge worob Du geschriben und wie krensenlos is seine Barmhårzigkeit in dem er da sein Aug had auf der nidrigsten Creadur und seinige Wårke und das ernste Geschåft erhåld mit solchene Ardigl im fåhrenden Schgolasten.

Klauspeter Heiß

Die Taktik, einem Gegner Schauptungen zuzuschreiben, die er gar nicht gemacht hat, um dann eben diese Schauptungen anzugreifen, scheint auch im Falle Platzgummerer praktiziert zu werden; die bisherigen Kritiken beschrånkten sich nämlich meist darauf, eine lächerliche Schreibweise zu entwerfen, die Platzgummerer nie vertreten hat.

Hans Wielander